Max Planck Research Group
Epistemes of Modern Acoustics

Sound & Science: Digital Histories

Heinroth, Oskar. Gefiederte Meistersänger. Neue Folge. Das zweite tönende Lehr- und Hilfsbuch zur Beobachtung und Bestimmung der heimischen Vogelwelt. Berlin: Hugo Bermühler, 1935.

https://acoustics.mpiwg-berlin.mpg.de/node/1742

Scan licensed under: CC BY-SA 3.0 DE | Max Planck Institute for the History of Science

MAX PLANCK INSTITUTE
FOR THE HISTORY OF SCIENCE

UNGÜLTIG
21 DBB

x 78677

Gefiederte Meistersänger
Neue Folge

Das **zweite** tönende Lehr- und Hilfsbuch
zur Beobachtung und Bestimmung
der heimischen Vogelwelt

Mit Unterstützung des Reichsbundes
für Vogelschutz e. V., Stuttgart, herausgegeben von

Dr. Oskar Heinroth

Mit 3 doppelseitigen Schallplatten nach Tonaufnahmen
in freier Natur von der Kulturabteilung der
Carl Lindström A.G., Berlin
in Zusammenarbeit mit
Helmut Sick und **Joachim Steinbacher**

Über 100 Abbildungen auf 16 bunten
und 24 einfarbigen Kunstdrucktafeln

NS 13340-2
Deutsche Lehrer-Bücherei

Hugo Bermühler Verlag / Berlin-Lichterfelde
1936.

Das Werk besteht aus dem vorliegenden Taschenbuch und drei Schallplatten in einem eigens dazu hergestellten Aufbewahrungskasten. Diese Teile gehören sinngemäß zusammen und sind deshalb einzeln nicht käuflich

Druck des Textes und der Tafeln:
Brühl'sche Universitäts-Buch- und
Steindruckerei, R. Lange, Gießen

Die Vogelstimmenaufnahmen und die Herstellung der Schallplatten wurden von der Carl Lindström A.-G., Berlin, durchgeführt. Sie genießen gesetzlichen Schutz und dürfen ohne Genehmigung nicht öffentlich vorgeführt werden

Inhaltsübersicht.

Seite

Ein zweites tönendes Vogelbestimmungsbuch (Vorwort des Verlages) 1
Weitere Anregungen zur Beobachtung unserer Vogelwelt. Von Dr. Oskar Heinroth 6
Wie hat man am meisten von unseren Schallplatten, und wozu sind sie da? 10
Was ich noch möchte 12
Wie das erste Buch „Gefiederte Meistersänger" beurteilt wurde 14

Das Rotkehlchen 19
Die Dorngrasmücke 24
Die Müllergrasmücke 26
Der Hausrotschwanz 29
Der Grünling 31
Die Blaumeise 35
Der oder die Grauammer (mit Goldammer zur Ergänzung) 39
Der Ortolan oder Gartenammer 43
Der oder die Rohrammer (Ergänzung) 47
Der Schilfrohrsänger 48
Der Sumpfrohrsänger 51
Der Teichrohrsänger 54
Der Zaunkönig 57
Der Hänfling 62
Der Wendehals 65
Der Zilpzalp oder Weidenlaubsänger (Ergänzung) .. 70
Der Fitis 73
Der Waldlaubsänger 75
Der Trauerfliegenschnäpper 78
Der Baumpieper 82
Der Sprosser 85

Tafel-Anhang (einfarbige Naturaufnahmen) hinter . 87

Die 16 bunten Tafeln sind nach Naturaufnahmen von Dr. Oskar Heinroth hergestellt und entstammen dessen vierbändigem Werke „Die Vögel Mitteleuropas". — Das Umschlagbild (Teichrohrsänger beim Füttern) ist die Wiedergabe einer Naturaufnahme von G. Olberg. — Für den Tafelanhang am Schluß des Buches wurden Aufnahmen folgender Naturphotographen benutzt: K. Gerhard: Abb. 1, 2, 5, 6, 14, 25, 28, 31, 33, 34, 36 und 37; H. Rüstig: Abb. 3, 4, 20, 21, 26, 29, 32 und 35; von Oertzen: Abb. 7, 11, 12, 13 und 27; G. Wolff: Abb. 8, 9, 10, 15 und 30; G. Olberg: Abb. 22 und 23; Georg Hoffmann-Rosenberg: Abb. 18, 19, 38 und 39; H. Fischer-Braunschweig: Abb. 16 und 24; Dr. Oskar Heinroth: Abb.: 17.

Ein zweites tönendes Vogelbestimmungsbuch.

Vorwort des Verlages.

Der erfreuliche Erfolg und die allgemein freundliche Aufnahme, die das erste Buch der „Gefiederten Meistersänger" gefunden hat, gaben uns Veranlassung, das begonnene Werk fortzusetzen. Viele dankenswerte Anregungen sind uns aus dem Kreise derer zugegangen, die den Wert dieses ersten tönenden Vogelbestimmungsbuches erkannt und richtig eingeschätzt haben.

Und so sah der Frühling dieses Jahres die Vogelstimmenjäger wieder eifrig bei der Arbeit. Die früher gesammelten Erfahrungen boten manche Möglichkeit zu technischen Erleichterungen und Verbesserungen. Aber dennoch war diesmal die Aufgabe unvergleichlich schwieriger; denn jetzt galt es ja, die Gesänge solcher Vogelarten einzufangen, die sich bei den früheren Arbeiten unserem Mikrophon noch nicht gestellt hatten. Und das hatte ja damals seine guten Gründe. Buchfinken, Amseln, Singdrosseln und Kohlmeisen und all unsere bereits bekannten gefiederten Freunde umschwirrten wieder unseren Tonaufnahmewagen, aber mehr, als uns lieb war. Wir hatten es diesmal auf ganz andere Vogelarten abgesehen, konnten also nicht mehr aus der vorhandenen Fülle beliebig herausgreifen, sondern mußten suchen, was wir brauchten. Darin also lag — neben den vielerlei sonstigen Hindernissen, die zu überwinden waren — die besondere Schwierigkeit.

Zur Lösung der neuen Aufgaben hatten sich wiederum Wissenschaft und Technik zusammengefunden. Herr Dr. Oskar Heinroth übernahm auch für die „Neue Folge" die Herausgabe und somit die wissenschaftliche Gesamtverantwortung. Und die Kulturabteilung der Carl Lindström A.-G. sicherte durch großzügige Bereitstellung ihrer verbesserten Aufnahmegeräte und ihrer besten Fachkräfte das technische Gelingen des neuen Unternehmens. Für die wissenschaftliche „Feld"-Arbeit konnten wir zwei der besten Ornithologen aus der jüngeren Forschergeneration gewinnen: Helmut Sick und Joachim Steinbacher, beide vom Zoologischen Museum der Universität Berlin. In unermüdlicher Kleinarbeit und in kameradschaftlichem Zusammenwirken mit den bewährten Kämpen der technischen Mannschaft — Oberingenieur

Otto Birkhahn und Alfred Hoffmann, denen die technische Außenarbeit oblag, und Ingenieur Hanns Hübner, der für die Aufnahme-Apparaturen verantwortlich zeichnet — waren sie wochenlang darum bemüht, mit Riesengeduld, List und Tücke die verborgenen Stimmen der Mutter Natur abzulauschen und einzufangen.

Da gab es keinen Achtstundentag. Tag und Nacht mußten alle auf dem Posten sein, und nur wenig Stunden blieben übrig für Schlaf und Speis und Trank. Auch die Gesangspausen unserer Sänger mußten gut genützt werden: da mußten neue Standorte ausfindig gemacht und Jagdpläne und Geräte so vorbereitet werden, daß unvorhergesehene Störungen während der Aufnahme möglichst vermieden wurden. Trotzdem fehlte es natürlich nicht an unerfreulichen Ereignissen, die die sorgsame Vorarbeit vieler Stunden zunichte machten. Wind und Wetter und Geräusche des fernen Verkehrs machten unserer Jagdgemeinschaft oft einen dicken Strich durch die Rechnung. Aber sie fand auch viel liebenswürdige und verständnisvolle Hilfe und Unterstützung.

Besonderen Dank entbieten wir vor allem Herrn Leopold von Kalitsch, der nicht nur unseren Mitarbeitern den denkbar günstigsten Standort auf seinem Gut Carlstein bei Zehden in der Neumark bot, nicht achtend der mitunter unvermeidlichen Störungen und gelegentlichen Schäden durch den ungefügen Aufnahmewagen; hilfsbereit stellte er sich immer mit seinem orts- und sachkundigen Rat als erfahrener Ornithologe zur Verfügung. In den Fluren und Wäldern von Carlstein hatten sich auch so ziemlich alle Vogelarten eingefunden, auf die wir Wert legten. Einige Aufnahmen wurden auch im Naturschutzgebiet Bellinchen gemacht, während die Jagd auf die östliche Nachtigall, den Sprosser, allein eine ganze Woche im Pommernland in Anspruch nahm.

Das neue Werk ist gelungen. Mit den Rufen und Gesängen von weiteren 19 Vogelarten können die sechs Plattenseiten der „Neuen Folge" aufwarten. Mancher Freund unserer Bestrebungen, der im ersten Buche seine besonderen Lieblinge vermißte, wird jetzt mit Genugtuung und Freude feststellen, daß sie diesmal dabei sind. Dem Naturkunde-Unterricht in den Schulen wird die „Neue Folge" die gewünschte Ergänzung und damit eine größere Auswahl bieten. Wer nun noch Wünsche unerfüllt sieht, möge sie freundlichst dem Verlag mitteilen, der gern Anregungen entgegennimmt. Immerhin bitten wir aber zu berücksichtigen, mit welch erheblichen Opfern und Mühen die bisherigen Ergebnisse

zuſtandegekommen ſind. Daß auch jetzt noch mancher unſerer heimiſchen Vögel fehlt, ergibt ſich von ſelbſt aus der Vielgeſtalt unſerer Heimatnatur, die wir im Rahmen der uns gegebenen Möglichkeiten nur zu einem kleinen Teil erfaſſen konnten. Das aber iſt ja der Sinn unſeres Werkes: zur Vertiefung der Naturliebe beizutragen, die Sinne zu ſchärfen und zu Beobachtungen anzuregen, die jedem unverbildeten Menſchen das Hochgefühl reiner Freude bringen müſſen. Wer mit Hilfe unſerer beiden Werke die Stimmen von 44 verſchiedenen Vogelarten kennengelernt hat, dem wird es auch nicht mehr ſchwer fallen, andere Vögel richtig zu beſtimmen und ſein Wiſſen auf eigene Fauſt zu erweitern. Und wer nicht alle auf unſeren Schallplatten vertretenen Vogelarten in ſeiner engeren Heimat ausfindig machen konnte, der präge ſich trotzdem die Merkmale aller ein und achte auch dann auf die Stimme der Natur, wenn ihn eine Reiſe in ein anderes Gebiet führt. Jede Neuentdeckung wird dann ſeine Freude nur erhöhen. In dieſem Zuſammenhang möchten wir empfehlen, nochmals im erſten Buche Seite 6 uſw. nachzuleſen, was man von Vögeln und Vogelſtimmen allgemein wiſſen muß.

Nur zur Unterhaltung ſollen die Platten freilich nicht dienen. Sie kennzeichnen auch nur die beſondere Eigenart der verſchiedenen Geſänge. Worauf man dabei achten und was man ſonſt noch von jedem Vogel wiſſen muß, das ſagt das handliche Taſchenbuch, deſſen Benutzung zum richtigen Gebrauch der Platten unentbehrlich iſt. Erſt nachdem man den Text geleſen und die Bilder betrachtet hat, ſollte man ſich den Geſang mehrmals hintereinander anhören und dabei ſcharf auf alle Einzelheiten achten.

Die Handhabung der neuen Schallplatten iſt die gleiche wie bei denen des erſten Buches. Nur in der Wahl der Tonnadeln beſteht diesmal — bei Verwendung einfacher Wiedergabegeräte — eine größere Abwandlungsmöglichkeit: je nach der Größe des Raumes, in dem die Schallplatten gehört werden, kann man leiſe, mittelſtarke oder laute Stahlnadeln verwenden, wie ſie im Handel üblich ſind. Am meiſten dürfte wohl bei den Platten der „Neuen Folge“ die mittlere Stärke in Betracht kommen. Bei Benutzung von Geräten mit Lautſtärkeregler ſpielt indes die Wahl der Nadelſtärke keine ſo große Rolle.

Auf den Schallplatten ſind wieder die Stimmen der verſchiedenen Vogelarten voneinander getrennt. Der Beginn der einzelnen Vogelſtimmen iſt jeweils ſo gekennzeichnet, daß man die Stimme jedes Vogels nach Wunſch ſofort einſtellen kann.

Was die Platten nebenbei — zur Untermalung dieser Natururkunden — in unaufdringlicher Weise noch enthalten, ist jeweils im Text besprochen und wird dazu dienen, dem Leser und Hörer das Ohr zu schärfen.

Erneut sei darauf hingewiesen, daß zur Wiedergabe der Vogelstimmen *jeder Apparat verwendbar* ist, wenn auch eine vollwertige Wiedergabe der hohen Frequenzen der Vogelstimmen naturgemäß am ehesten mit einer guten elektrischen Apparatur erreicht werden kann. Das soll nicht heißen, daß die Vogelstimmen auf einem gewöhnlichen Koffergerät nicht gut zu erkennen sind. Auch auf dem einfachsten Apparat werden die Lieder und Rufe der Vögel so zu hören sein, daß die Wiedergabe ihren Zweck durchaus erfüllt. Mitunter — namentlich beim Abhören der Platten in kleinen Räumen — ist vielleicht sogar solch ein kleines Gerät vorzuziehen. Voraussetzung ist natürlich stets, daß sich der verwendete Apparat in gutem Zustand befindet. Technische Mängel schlecht behandelter oder vernachlässigter Apparate vermag auch die beste Schallplatte naturgemäß nicht auszugleichen. Wir möchten aber noch darauf hinweisen, daß bei den Vogelstimmen die obere Grenze des aufgenommenen Tonbereichs bei weitem die bei gewöhnlichen Musikaufnahmen übliche Tongrenze überschreitet. Die letzten Feinheiten der teilweise sehr zarten Vogelstimmen lassen sich also klanglich nicht mit der menschlichen Stimme oder mit Instrumentalmusik gleichstellen. Im Hinblick hierauf sollte daher — namentlich beim Unterricht, bei Vorträgen usw. — für die Wiedergabe nach Möglichkeit ein Gerät benutzt werden, dessen Tonbereich dem des elektrischen Aufnahmegeräts entspricht, also ein entsprechend guter *elektrischer* Wiedergabeapparat.

Nicht ganz einfach ist die Verwendung der Platten, die ja in erster Linie zum Gebrauch in den Klassenzimmern der Schulen, in kleineren Vereinsräumen oder in der Wohnung gedacht sind, bei der *Vorführung in größeren Räumen*. Die hierbei auftretenden Schwierigkeiten liegen aber nicht in den Platten, sondern sind in bekannten physikalischen Gesetzen begründet. Die Genehmigung zur öffentlichen Vorführung in großen Räumen, die schon aus urheberrechtlichen Gründen besonders nachgesucht werden muß, kann grundsätzlich nur dann vom Verlag erteilt werden, wenn durch genaueste vorherige Ergründung der akustischen Verhältnisse des Vorführungsraumes unbedingte Gewähr für eine einwandfreie Wiedergabe geboten werden kann. Diese ist ganz naturgemäß von der Meisterung der akustischen Probleme abhängig, die in jedem Fall anders sein können. Dabei kommt es auch auf eine

geschickte Handhabung der Lautverstärkung an, die vorher fachmännisch erprobt werden muß.

Und auf noch eine scheinbar untergeordnete, aber doch sehr wichtige Angelegenheit sei hier erneut aufmerksam gemacht; sie betrifft die regelmäßige Auswechslung der Nadel. Die Wiedergabe der hohen Tonfrequenzen ist am saubersten bei ungebrauchter Nadelspitze zu erwarten. Daraus ergibt sich, daß man nach Abspielen einer jeden Plattenseite unbedingt eine neue Nadel einsetzen muß.

Möge nun auch die „Neue Folge" unseres Werkes freundliche Aufnahme finden und die mit viel Mühe eingefangene Stimme der Natur zu recht vielen Herzen sprechen lassen. Wenn so in zweckmäßiger Anwendung der hier vorliegenden Natururkunden die Verbundenheit des Menschen mit der lebendigen Natur unserer schönen Heimat eine Förderung, eine Vertiefung erfährt, dann wird die mit ehrlicher Begeisterung aufgebrachte Arbeit aller Beteiligten reiche Früchte tragen.

Der Verlag.

Weitere Anregungen zur Beobachtung unserer Vogelwelt.

Von Dr. Oskar Heinroth.

Von den in Deutschland vorkommenden über 200 Brutvogelarten gibt es insgesamt ungefähr 77 verschiedene Singvögel, in die im zoologischen Sinne auch die neun Rabenarten mit einbegriffen werden. Im ersten Buche und auf den ersten drei Platten waren 24 Singvogelarten sowie der Kuckuck vertreten, hier in der „Neuen Folge" soll von 18 neuen Singvögeln sowie von dem zu den Spechten gehörenden Wendehalse die Rede sein, und wir werden ihre Stimmen hören. Drei Formen, nämlich Goldammer, Rohrammer und Zilpzalp, sind doppelt vertreten; wir haben sie in den zweiten Teil nochmals hineingenommen, weil sie im ersten etwas zu kurz gekommen sind.

Nicht alle sogenannten Singvögel (Passeriformes) sind „Meistersänger"; man denke an den einfachen Ruf des Zilpzalps, das Gestammel des Rohrammers und an das Schilpen der Sperlinge, alles Töne, die in ihrer Lebensbedeutung den dem menschlichen Ohre so schön erscheinenden Strophen von Nachtigall, Sprosser, Singdrossel, Amsel und anderen entsprechen. Die Rabenvögel verfügen fast durchgehends über sehr vielseitige und abänderbare Stimmittel, sowie auch gewöhnlich über einen leisen Gesang, der dem Unkundigen wenig auffällt. Die Einreihung der Raben in die Singvogelgruppe befremdet den Laien deshalb, weil der Kolkrabe, die Krähen, die Elster, die Dohle und auch die Häher größer sind als die bekannteren gefiederten Sänger unserer Gärten und ihre sogenannten Lock- und Warnungsrufe rauher und tiefer klingen. Sie sind ja auch imstande, wie sehr viele kleinere Singvogelmännchen ebenfalls, allerlei Töne nachzumachen, ja manche lernen sogar sprechen und pfeifen. Der innere Bau, also namentlich die Singmuskelvorrichtung, ferner die Eier, die kleinen Nestjungen und das bereits vielfach besprochene Sperren der futterheischenden Kinder weisen ja auch auf echte Singvögel hin.

Was man von Vögeln und Vogelstimmen allgemein wissen muß, habe ich im ersten Buch ausführlich beschrieben; es sei nur immer wieder darauf hingewiesen, daß man mit dem Erlernen ganz weniger, recht gewöhnlicher Gesänge wie Buchfink, Amsel, Grünling, Lerche, Goldammer anfangen soll, damit man erst erfaßt, worauf es ankommt, nämlich auf Klangfarbe, Rhythmus, Strophenlänge und mehr oder weniger große Abwechslung. Man vergegenwärtige sich immer wieder, daß gewisse Vogelarten nur eine einzige Strophe, vielleicht ein bißchen abgeändert, immer wiederkehren lassen, daß andere über ein Dutzend und mehr verfügen und dann gewöhnlich jedes Männchen seinen eignen Gesang hat, der sich aber doch wieder durch ganz besondere Kennzeichen von den Gesängen anderer Arten heraushebt. So wird man bei der Nachtigall nie die langgezogenen, schluchzenden Töne und beim Trauerfliegenschnäpper nie das „Wutit wutit" vermissen, wenn auch alles andere Drum und Dran bei zwei artgleichen Vögeln, die dicht beieinander wohnen, verschieden sein kann.

Der Wert der Schallplatten liegt gerade darin, daß man mit dem Ohre die Vortragsweise erfassen lernt. Man klammere sich bei abwechslungsreich singenden Formen durchaus nicht an die einzelnen Strophen, denn das auf der Platte vorgeführte Stück hat vielleicht gerade keine solche wie der Artgenosse, den man zufällig im Freien zu hören bekommt.

Ein guter sogenannter Feldornithologe richtet sich unbewußt nicht nur nach den einzelnen Tönen des versteckten Vogels, sondern hat auch ein Gefühl dafür, an welchem Standort diese oder jene Art vorkommt. An verschiedenen Textstellen ist darauf hingewiesen, daß auch viele Vogelarten „spotten", d. h. gelegentlich Stimmäußerungen anderer Arten in ihren eigenen Gesang aufnehmen. Hören wir z. B. einen nicht übermäßig lauten, ziemlich fortlaufenden, anmutigen Gesang, der mit den Rufen der Rauchschwalbe, dem Schilpen der Sperlinge, dem Geckern des Hänflings und vielen andern mehr oder weniger vollständigen Vogelstimmen untermischt ist, unten im dichten Weidicht zwischen Brennesseln und Schlingpflanzengerank, so ist es ziemlich sicher ein Sumpfrohrsänger; erklingt ein ähnliches Lied, untermischt mit Pirol- und Amseltönen, ja sogar mit Wachtelschlag, recht eindringlich und härter aus der Höhe eines Baumes oder eines hohen Buschwerks, so ist es der Gelbspötter, auch wenn er nicht gerade seine „sieben Töchter, Töchter sieben" ruft. Aber nicht nur zum richtigen Ansprechen dieser „Spötter", auch sonst ist die sorgfältige Beachtung der Umgebung des Sängers zur Er-

leichterung der Bestimmung wichtig. Singt etwas auf dem Ziegeldache im allerersten Morgengrauen zischend-strophenweise, so kann das immer nur der Hausrotschwanz sein, und ein maschinenartiges, scheinbar mit äußerster Anstrengung herausgestoßenes Geräusch, das vom Telegraphendraht an der Landstraße herunterschallt, kommt immer vom Grauammer. Der Anblick einiger Buchen, die auch im Kiefernwalde stehen können, zaubert uns schon den schwirrenden Gesang des Waldlaubsängers vor das geistige Ohr, den wir dann auch wirklich zu hören bekommen, und hoch am blauen Himmel über dem Korn- oder Kleefeld vermutet jeder mit Recht eine Feldlerche, wenn er da etwas trillern hört.

Das stimmt nun leider nicht für alle Vögel, denn der Finkenschlag zum Beispiel ist in einer kleinen Anlage der Großstadt ebenso häufig wie draußen im Laub- oder Nadelwalde oder in den Knicks zwischen den holsteinischen Viehweiden. Der Buchfink ist eben unser allerhäufigster Vogel und nicht an bestimmte Örtlichkeiten gebunden. Ähnliches gilt für den Zilpzalp, für den Fitis, für Amsel und Singdrossel sowie für den Star. Dagegen haben die verschiedenen Grasmücken- und Rohrsängerarten, die sich zum Teil äußerlich sehr ähnlich sehen, immer eine ganz bestimmte Vorliebe für irgendeine Pflanzenzusammenstellung, für die Höhe des Buschwerks oder für die Dichte des Schilfwaldes.

Ähnliches gilt vom Nestersuchen; hat man sich in guten Vogelbüchern über den Standort des Nestes einer Vogelart belehrt und erst einmal selbst eins gefunden, so ist es meist nicht schwierig, auch noch weitere zu entdecken; man hat sich gewissermaßen in den Geschmack der Art hineingelebt und denkt: wenn ich ein Gimpel, eine Braunelle oder ein Hänfling wäre, dann würde ich in diesem oder jenem Busche oder Bäumchen mein Heim aufschlagen, vorausgesetzt, daß die Umgebung nahrungsversprechend und für den Vogel geeignet ist. Man merkt ja das Vorhandensein eines Brutpaares gewöhnlich schon von der Straße aus an dem Gesange des Männchens oder an den Ängstlichkeitstönen, die die beiden Eltern ausstoßen, wenn man zufällig ihr Gebiet betritt. Wie bei den einzelnen Arten erwähnt, gibt es solche, die ganz bestimmte Stellen oder eine bestimmte Höhe zur Anlage ihres Nestes bevorzugen, und einige wenige, die sich jeder Gelegenheit anpassen, und da ist natürlich oft guter Rat teuer. So findet man zum Beispiel das Nest des allerhäufigsten Vogels, des Finken, am seltensten und auch am schwierigsten, weil es ebensowohl unten in einem Busch wie oben in dem Laub

einer Eiche ſtehen kann. Manchmal iſt ſein Standort ſehr verſteckt, manchmal ſo überraſchend offen, daß man da nie ein Vogelneſt vermuten würde.

Ich will dem Neſterſuchen durchaus nicht das Wort reden, denn man zerſtört leicht unverſehens die Brut und kann ſich dadurch ſogar ſtrafbar machen*). So empfindlich, wie Fernerſtehende meiſt glauben, ſind Vögel gegen eine vorübergehende Störung am Neſte übrigens nicht, d. h. die ſogenannte Neſttreue iſt größer als man gemeinhin annimmt. Sonderbarerweiſe glauben viele, daß ein Vogel das Neſt verlaſſe, wenn man die darinliegenden Eier berührt, und ich kann mir nicht erklären, wodurch dieſer Aberglaube entſtanden iſt. (Es iſt auch ganz gut, wenn man ihn den Kindern beibringt, denn dann laſſen ſie die Finger von den Vogelbruten.) Die Hauptſache iſt, daß man die Umgebung des Neſtes nicht durch Zertrampeln von Gras, Umknicken von Zweigen und dergleichen verändert, und daß man das gerade auf den Eiern oder kleinen Jungen ſitzende Tier nicht plötzlich erſchreckt oder nach ihm greift, denn dann verbindet es mit dem Niſtplatz eine Angſtvorſtellung und kehrt häufig nicht wieder. Es werden ſchon durch Naturgewalten, Raubzeug, Heckenausrodung, Kulturbauten u. ä. gerade genug Bruten zerſtört, ſo daß der wirkliche Tier-, alſo Vogelfreund alles daranſetzen ſollte, ſeine gefiederten Freunde in Ruhe zu laſſen. Kein Vogel merkt das Berühren der Eier durch Menſchenhand, wie ich mich hundertfach überzeugt habe. Die meiſten aufgeſtörten Vogeleltern ſtellen ſich entweder lahm und flattern davon, oder ſie bringen ſich irgendwohin in Sicherheit, ſelbſt an Stellen, wo ſie den Störenfried gar nicht beobachten können. Manche umfliegen ihn auch und wollen ihn vertreiben, achten aber wenig darauf, was er mit ſeinen Fingern tut. Man bedenke, daß dem Vogel der Geruchſinn faſt ganz fehlt, er alſo nicht imſtande iſt, Abdrücke menſchlicher Finger an den Eiern zu riechen, was vielleicht ein Säugetier tun könnte.

Bei der Beobachtung der fütternden Eltern merkt man bald, daß ſich nicht nur die einzelnen Arten in ihrer Scheuheit, oder beſſer geſagt Neſtheimlichkeit, ſondern auch die einzelnen Stücke recht unterſchiedlich verhalten können. So gelingt es zum Beiſpiel

*) Nach der für das ganze Deutſche Reich geltenden Naturſchutzverordnung vom 18.3.36 iſt es bei Strafe verboten, den geſchützten Vögeln nachzuſtellen oder ſie mutwillig zu beunruhigen, Eier und Neſter zu beſchädigen oder wegzunehmen. Für wenige Ausnahmefälle, z.B. für Lehr- und Forſchungszwecke, beſtehen beſondere Beſtimmungen. Näheres über Vogel- und Naturſchutz überhaupt ſiehe in „Weber-Schoenichen, Der Schutz von Pflanzen und Tieren", erſchienen im Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.

bei dem einen Rotschwanzpaar, das sich durch nichts stören lassende Männchen leicht aus nächster Nähe zu photographieren, bei einem zweiten Paare gilt dasselbe für das Weibchen; wahrscheinlich kommt es, wie im menschlichen und tierischen Benehmen überhaupt, auf die Vorgeschichte des Einzelwesens an. Ich erinnere mich da an zwei Nester vom Grauen Fliegenschnäpper; das eine stand an einem Gebäude, an dem während der Brutzeit ein Gerüst gebaut wurde, so daß die Jungen im Neste die immerzu vorbeigehenden Bauleute als etwas ganz Selbstverständliches betrachteten, ja sie sogar, ebenso wie ihre eignen Eltern, ansperrten. Das zweite Nest war in einem künstlichen, halboffenen Nistkasten, an einem Orte, wo nie ein Mensch herankam, und ich mußte erst durch schwierige Kletterkunststücke dazu gelangen. Das kleine Volk darin drückte sich voller Entsetzen über den ungewohnten Anblick des Menschenkopfs tief in die Nestmulde, und ich unterließ später jedes Nachsehen, um die kleinen Fliegenschnäpper nicht zum vorzeitigen Ausfliegen oder, besser gesagt, zum Hinausstürzen zu veranlassen. Es ist klar, daß die Kinder aus dem ersterwähnten Neste gegen den Menschen völlig zutraulich, die aus dem zweiten recht scheu blieben; man kann also nicht sagen: „der Graue Fliegenschnäpper ist am Neste sehr ängstlich oder sehr zutraulich", sondern ein bestimmtes Stück der erwähnten Art verhält sich so oder so.

Wie hat man am meisten von unsern Schallplatten und wozu sind sie da?

Viele Leser werden dies für eine dumme Frage halten, auf die einzugehen überflüssig erscheint. Ich werfe sie hier im zweiten Buch auf, weil mir nun beinahe nach Jahresfrist die verschiedensten Urteile in Wort und Schrift über das erste Buch und die ersten drei Platten zugegangen sind. Alle an der Herstellung der Aufnahmen und des Textes beteiligten Personen waren bemüht, die einzelnen Vogelstimmen möglichst klar und deutlich herauszuschälen; es kam ihnen also vor allen Dingen auf die Belehrung und nicht auf Stimmungsmache an, womit nicht gesagt sein soll, daß für andere Zwecke ein Durcheinander von Vogelliedern und Gezwitscher auch reizvoll wirken kann, denn das entspricht einem beschaulichen Spaziergang durch frisches Maiengrün. Hier dagegen sollte genau festgelegt werden, welche Vogelart wie singt, und das beigegebene Bild soll dem Unkundigen zeigen, wie sie aussieht. Wer als ganz blutiger Laie ohne die Absicht,

einzelne Vogelstimmen kennenlernen zu wollen, sich die sechs Platten aufs Grammophon legt, der spricht von einem Gepiepse, das lästig durch Leer-Rillen unterbrochen wird, so daß man immerzu die Nadel neu auflegen muß. Ich habe diese Ansicht von Leuten, die auch draußen keinen Finken von einer Singdrossel unterscheiden können und wollen, selbst gehört. Ferner gibt es Menschen, die wohl einzelne Gesänge herauskennen, aber doch mit vielem, weil es zu schnell geht und auch oft zu kurz ist, nicht zurecht kommen; diese beurteilen unsere Arbeit nicht richtig, weil sie die Sache am falschen Ende anpacken. Nur derjenige hat wirklich etwas von den unter vielen Mühen gemachten Aufnahmen, der sich jeden einzelnen Vogelgesang mehrmals vorspielt und auf bestimmte Stellen achtet, die in diesem Buche meist auch besonders angegeben und durch gesperrten Druck hervorgehoben sind. Die übrigen, auf der Platte nicht vorhandenen Stimmäußerungen der betreffenden Art sind in Klammern beigefügt, wie es ja schon im ersten Buche gehandhabt wurde. Ich will nicht sagen, daß die „Gefiederten Meistersänger" nur ein brauchbares Lehrmittel zur Kenntnis der häufigsten Singvogelstimmen sind, denn erfahrungsgemäß wirken die Gesangswiedergaben gerade für den guten Kenner der einzelnen Sänger sehr stimmungsvoll. Sie versetzen ihn z. B. beim Abhören des einfachen Goldammerliedes in den Sonnenglast der Landstraße mit Wiesen und Feldern, und wenn er das „Göp göp" des Fichtenkreuzschnabels hört, so fühlt er sich in die Nadelwälder des Harzes, von Thüringen oder vom Schwarzwald versetzt. Viele beschauliche, liebe oder auch traurige Erinnerungen aus dem Frühjahr und Sommer tauchen dann mitten im Winter in später Abendstunde vor ihm auf, wenn er den Buchfinken oder den Kuckuck aus der Platte heraus schmettern oder rufen hört.

Bei Darbietungen in größerem Raume vor einem zahlreichen Hörerkreis ist es unbedingt erwünscht, daß der Vorführende selbst die Gesänge aus dem Schnabel der betreffenden Vogelarten kennengelernt hat, denn nur dann ist er imstande, mit starker oder schwacher Nadel, mit und ohne Verstärker die Gesänge so wiederzugeben, daß der Hörer wirklich glaubt, einen Pirol, einen Gimpel oder eine Heidelerche vor sich zu haben. Beim Abhören von menschlichen Stimmen auf diesen verstärkten Lautsprechern ist man schon etwas Kummer gewöhnt und achtet mehr auf den Inhalt des Gebotenen als auf die oft hohlklingende Stimme und verzerrte Klangfarbe. Der Unvoreingenommene will ja aber die betreffende Vogelstimme gerade in ihrer Klang-

farbe erst kennenlernen, denn auf die kommt es oft mehr an als auf die Tonhöhe selbst. Ein gewöhnliches Zimmergrammophon auf nicht zu harter, also nicht mitschwingender Unterlage im behaglichen Wohnzimmer gibt meiner Meinung nach die Vogelstimmen am allernaturwahrsten wieder. Was an bestimmten Stellen in den Vogelgesängen infolge technischer Schwierigkeiten nicht ganz vollendet erreicht werden konnte, habe ich im Text bei den einzelnen Arten erwähnt. Gerade hier in der zweiten Folge sind manche im dichten Gebüsch wohnende, ewig bewegliche, teilweise im Fluge singende Vögel enthalten, deren Gesang durch plötzliches Wenden des Kopfes, rasches Abfliegen usw. ungleichmäßig herauskommen mußte. Außerdem kann die Platte gewisse hohe und schwirrende Töne nicht oder nur verzerrt wiedergeben.

Was ich noch möchte!

Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ich durch das erste Buch mit seinen drei Platten vielen Leuten Vogelkunde vermittelt habe, und wir hoffen dasselbe natürlich auch von dieser zweiten Folge. Es ist aber eine Art Wunschtraum von mir, nicht nur besonders schöne Vogelstimmen, die ja dem ganzen Werkchen den Titel „Gefiederte Meistersänger" eingetragen haben, vorzuführen, sondern die Tontechnik dazu zu benutzen, uns überhaupt mit der uns umgebenden Vogelwelt vertraut zu machen. Ein klein bißchen haben wir ja schon damit angefangen, indem wir in das bisher Vorliegende auch Vögel einbezogen haben, die zwar stimmlich auffallen, aber nicht gerade hervorragend begabt sind, wie Zilpzalp, Rohrammer, Kuckuck und Wendehals. Es gibt unter den eigentlichen Singvögeln aber noch ungefähr zwei Dutzend Arten, die gut und eigenartig singen, wie z. B. das Blaukehlchen, die Wiesenschmätzer, die Misteldrossel, und recht oft zu hörende, wie die Braunelle, mehrere Meisenarten, die Baumläufer, den Kleiber und die Stelzen. Schließlich kommt es dem, der unsere heimischen Vögel kennenlernen will, ja auch nicht immer gerade darauf an, daß sie besonders gut singen; man hört draußen Vogelstimmen bei Tage und nachts und ergründet aus Büchern nur schwer die Urheber. Ich denke da an die verschiedenen Rabenvögel, den Eisvogel, den Ziegenmelker, all unsere Spechte und nicht zuletzt auch an die größeren Formen, wie Raubvögel, insbesondere an das „Miau" oder „Hiä" des Mäusebussards, an Rebhuhn, Wachtel und die Wildtaubenarten. Im und am Wasser melden sich laut und vernehmlich

die Entenformen, das ungemein häufige Bleßhuhn, der Rohrdommel, der Kiebitz, der Brachvogel und seine Verwandten, die stimmbegabten Regenpfeifer, die durch das Ohr leicht zu unterscheidenden vielen Möwenarten und die Taucher mit ihren höchst sonderbaren Lauten. Das sollen nur Andeutungen sein; ein wirklicher Feldornithologe, der es genau nimmt, muß noch über viel mehr Stimmenkenntnis verfügen, schon um festzustellen, ob er in seinem Beobachtungsbezirk etwas Besonderes entdeckt hat, was da sonst nicht vorkommt, wie z. B. im Sommer den Karmingimpel und im Winter den Seidenschwanz.

Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der hat ja bei der Besprechung der einzelnen Arten auch schon im ersten Buche gemerkt, daß sogar sehr viele Singvögel über Töne verfügen, an denen man sie auch außerhalb der oft nur kurzen Gesangszeit zu erkennen vermag. Diese Stimmlaute waren ja durch Einklammerung besonders bezeichnet worden. Natürlich ist es schwer, solche nur bei gewissen Gelegenheiten hervorgebrachten Laute, die oft recht leise sein können, auf die Platte zu bringen; sie spielen aber bei den Nicht-Singvögeln eine ganz hervorragende Rolle, man denke an das Schmettern der Kraniche, die Stimmen der Eulen und die der ziehenden Wildgänse. Manchem ist dies oder jenes wohl bekannt, d. h. er weiß die Arten durch das Ohr zu unterscheiden, aber die Bedeutung der einzelnen Stimmlaute ist ihm fremd. Ich selbst lege gerade auf die Kenntnis dieser Bedeutung besonderen Wert — das beweisen ja meine „Vögel Mitteleuropas" — man will wissen, in welchem Gefühlszustande sich der Erzeuger des Tons befindet und lernt, namentlich bei zu Hause jung aufgezogenen Pfleglingen, in die recht verschiedenen Seelen der einzelnen Arten einzudringen. Möge es deutscher Gründlichkeit mehr und mehr gelingen, in der angedeuteten Weise durch Ton, Bild und Text Kenntnis und damit auch Liebe zur heimischen Umwelt ins weiteste Volk zu bringen. Hoffentlich sind der so rührige Verleger und die kulturfördernde Lindström A.-G. in der Lage, das Angefangene in diesem Sinne zu vervollkommnen.

Dr. Oskar Heinroth.

Wie das erste Buch „Gefiederte Meistersänger" beurteilt wurde.

Es ist unmöglich, die uns zugegangene große Zahl von Urteilen und Anerkennungen aus allen Volkskreisen des In- und Auslandes hier wiederzugeben. Nicht eine Stimme wurde uns bekannt, die das Unternehmen abfällig beurteilte. Alle sind des Lobes voll, und wenn hier und da Wünsche und Verbesserungsvorschläge geäußert wurden, so geschah das ausschließlich in dem betonten Bestreben, unserer Sache für die Weiterarbeit nützlich zu sein. Das beweist die Richtigkeit des von uns beschrittenen neuen Weges, die Ergebnisse der Wissenschaft und die Leistungen der Technik allen Naturfreunden zunutze zu machen.

Wir glauben, daß wir den Freunden unseres Werkes wenigstens einen kleinen auszugsweisen Überblick über die Beurteilung unseres Werkes nicht vorenthalten sollen.

Es sprechen nachfolgend über die „Gefiederten Meistersänger":

Die Fachwissenschaft:

Wert und Bedeutung dieses Hilfsmittels werden namentlich für den Menschen der Großstadt in Zukunft steigende Bedeutung haben, nachdem die Vogelhaltung weitgehend eingeengt und damit dem Vogelfreund die Gelegenheit genommen worden ist, sich über die Stimmen und Gesänge vieler Vogelarten am lebenden Objekt zu unterrichten ... In dem die Schallplatten begleitenden Text und ergänzenden Taschenbuch hat Heinroth das Wichtigste über die Biologie der einzelnen Vogelarten zusammengestellt. Es ist nach Sprache und der fesselnden, zum Nachdenken anregenden Darstellungsweise ein „echter" Heinroth, wie er uns aus seinem großen Vogelbuch in Erinnerung steht ... Wir wünschen, daß dem Buch der Erfolg beschieden sein möge, den es im besten Sinne des Wortes verdient. Beiträge zur Fortpflanzungsbiologie der Vögel.

Die zur Erlernung der Vogelstimmen vorzüglich geeignete Schallplattenwiedergabe dürfte kaum zu überbieten sein. Die Laute sind typisch für die Arten, sie sind in der freien Natur aufgenommen und trotzdem frei von störenden Nebenlauten, ja, man kann jede einzelne Art für sich einstellen und laut werden lassen, alles Vorzüge, die noch bei keinem derartigen Werk zu finden sind. Zoologischer Bericht.

Der Naturschützer:

Was bisher an derartigen Schallplatten herausgegeben worden ist, war nicht auf der Höhe oder umfaßte doch nur einige wenige Vogelstimmen, die verhältnismäßig leicht einzufangen waren. In der von Dr. Oskar Heinroth herausgegebenen Schallplattensammlung haben wir nun endlich einmal etwas Vollkommenes in der Hand ... Bei der Auswahl

der Strophen hat die größte Sachkenntnis obgewaltet, so daß tatsächlich die bezeichnendsten Klangfiguren auf die Platte gebannt wurden. Dadurch erhält diese Sammlung zunächst einmal den Rang eines Unterrichtsmittels von ungewöhnlichem Werte. Überall, wo man bemüht ist, die Jugend mit dem heimischen Naturleben vertraut zu machen — und das ist eine Aufgabe, die für alle Schulen aller Gattungen in gleicher Weise gilt —, sollte man die Schallplatten des Werkes „Gefiederte Meistersänger" verwenden. Darüber hinaus wendet sich dieses Werk an alle Naturfreunde, insbesondere an die Freunde unserer Vogelwelt. Überall wird es hier mit Begeisterung aufgenommen werden; und es wird sich bei der Ausgestaltung von Heimatabenden, bei Vorträgen über Vogelkunde und Vogelschutz, bei der Vorbereitung für vogelkundliche Ausflüge usw. überall bestens bewähren.

Prof. Dr. Walther Schoenichen,
Direktor der Reichsstelle für Naturschutz.

Das Amtsblatt des Reichserziehungsministers:

Dieses tönende Buch sollte jede biologische Schulsammlung enthalten. Es gibt dem Lehrer die Möglichkeit, einen Lebensgemeinschaftsunterricht durch Vorführen der jeweiligen Vogelstimmen schon im Schulhause sinnfällig vorzubereiten.

Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Im nichtamtl. Teil Heft 15 vom 5. 8. 1936.

Die Biologie-Lehrer:

Die naturwahre Wiedergabe erregt allgemein Begeisterung und Bewunderung. Als ein besonderer Vorzug für die Verwendung im Unterricht wird allgemein die Teilung der Platte in Rillenabschnitte mit je einer oder höchstens zwei Vogelstimmen angesehen. Dadurch wird es möglich, die Schüler zunächst in die Kenntnis einzelner besonders häufiger oder bemerkenswerter Stimmen einzuführen, auch einen abgehörten Vogel auf der Platte nachzuprüfen, ohne durch den Vielklang gleichzeitig erklingender Stimmen dem Lernenden das Verständnis zu erschweren. Der vorzügliche einführende Text ersetzt sehr glücklich eine sonst oft störende Reportage, indem er dem Unterrichtenden zugleich Führung und Freiheit zu eigener Gestaltung gibt. Hoffentlich werden mit dieser schönen deutschen Kulturleistung neue Wege eröffnet, um namentlich die Großstadtjugend zu einem Teil zur Naturverbundenheit zurückzuführen.

Arbeitsgemeinschaft für Naturkunde im NSLB. Kreis Leipzig
und Ortsgruppe Leipzig des Deutschen Biologen-Verbandes.

Die Jugend:

An ausgestopften, glanzlosen und mottenzerfressenen Tieren haben wir uns seit langem satt gesehen (und das äußere Bild wird in diesem Buch durch seltene und schöne Photos geboten), — aber wesentlicher als das äußere Bild ist bei der Vogelbestimmung der Gesang, der für Lehrzwecke nur auf Schallplatten festgehalten werden kann, nicht, wie es in Naturkundebüchern üblich ist, durch ein gedrucktes „tirili . . .". So wird man dem Geleitwort Hermann Görings zustimmen, daß hier „besonders für unsere in den Großstädten heranwachsende Jugend ein völlig neuartiges und unentbehrliches Hilfsmittel" entstanden ist.

Genau so wie im Sprachunterricht sollte man auch im naturkundlichen Unterricht mit Schallplatten arbeiten. Die Entfremdung, ja die Hilflosigkeit der Jugend dem Naturgeschehen und insbesondere der Vogelwelt gegenüber ist zu einer so oberflächlichen Gleichgültigkeit

geworden, daß man den verhältnismäßig geringen Gesamtpreis des Werkes getrost wagen sollte, um der Jugend den Rückweg zu erleichtern. Nur ist auf eins zu achten: daß es bei dem Anhören der Schallplatten nicht bleibt, sondern daß tatsächlich der Rückweg in den Wald beschritten wird.

Reichs-Jugend-Pressedienst 1936 Nr. 67.

Die Frau und Mutter:

Hier ist ein großartiger Gedanke verwirklicht: Es ist ein Lehrmittel geschaffen, das seinem Wesen nach sich an die Sinne wendet, die für die Aufnahme des Lehrgutes in Frage kommen. Es braucht also keinen Umweg über das Mittel der Beschreibung zu nehmen und ist darum nicht abgeblaßt und hohl, sondern lebensnah und lebenswarm und vermittelt so ein Erlebnis, nicht nur eine Kenntnis.

Erfahrungsgemäß ist es den Kindern eine große Freude, Genaueres über die Vögel zu erfahren, zumal sie viele gelegentlich selbst beobachten können. Die Liebe zur heimischen Umwelt wird ungemein gestärkt, und die Freude am eigenen Beobachten und Forschen erwacht. Somit erreicht das Werk ganz sicher das Ziel, das sich die Verfasser gestellt haben.

Katholische Frauenbildung im Deutschen Volk.

Der Jäger:

Wenn bisher ein Naturfreund sich die Kenntnis unserer wichtigsten Singvögel nach dem Gesang aneignen wollte, so war er unbedingt auf die Begleitung eines erfahrenen Feldornithologen angewiesen, der ihm beim Wandern die nötigen Anhaltspunkte gab. Gewiß haben wir eine Reihe von Exkursionsbüchern, die sich bemühen, in Noten oder auf andere Weise den Gesang der Vögel dem Lernbegierigen näherzubringen. Leider läßt sich jedoch der Gesang der Vögel schwer in Noten wiedergeben, und auch die anderen Wiedergabeversuche haben ihre Mängel, besonders dann, wenn der Neuling nicht über ein gutes musikalisches Gehör verfügt. Es kann daher als Großtat angesehen werden, wenn Dr. Heinroth in Verbindung mit der Carl Lindström A. G. das vorliegende Buch geschaffen hat, das auf bequeme Weise mit den Stimmen der wichtigsten Sänger unserer Heimat vertraut macht, und zwar in einer Form, die sich durch absolute Naturtreue auszeichnet ... Und gerade für den Jäger, der doch für alles, was da draußen kreucht und fleucht, ein offenes Auge haben soll, wird das Buch äußerst erfreuliche Dienste leisten.

Deutsche Jagd.

Der Kleingärtner:

Diese wirklich ausgezeichneten Aufnahmen finden allgemeinen Beifall und es wäre zu wünschen, daß die Platten weiten Kreisen zugänglich gemacht bzw. zur Anschaffung empfohlen werden.

Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands.

Der Landwirt:

Gerade die Landbevölkerung, die auf ihrem Grund und Boden einer zahlreichen Vogelschar Wohnung und Nahrung gibt, zählt wohl zu den größten Vogelliebhabern. Auf Schritt und Tritt treffen wir auf Zeugen ihrer Zuneigung. Auf dem First des Scheunendaches hat man ein Wagenrad angebracht, das den Storch zum Nestbau einladet, im Stall fliegen zwitschernd die Schwalben ein und aus, an den Bäumen hängen Star- und Meisenkästen, und im Garten stehen die Vogelfutterhäuschen für den strengen Winter. Und obwohl sie so täglich von vielen Vertretern unserer Vogelwelt umgeben sind, kennen wohl nicht allzuviele jede einzelne unserer

einheimischen Vogelart an Stimme und Flug heraus und wissen über ihren Nestbau und über ihre Nahrung genau Bescheid. Und doch ist es ungemein interessant und nicht zuletzt auch sehr nützlich, diese kleinen Tierchen zu beobachten und kennenzulernen. Ganz besonders gilt das für unsere Jugend, der durch dieses Studium ein Stück mehr von unserer herrlichen Heimat zu eigen wird ... Es wäre erfreulich, wenn dieses einzigartige Werk recht viele Freunde unter unserer Leserschaft fände.

Wochenblatt der Landesbauernschaft Schlesien.

Der Tier- und Naturfreund:

Das Buch selbst ist vollendet in jeder Hinsicht. Eier und Junge, sowie die ausgereiften Vögel der einzelnen Arten sind in prächtigen, farbigen Bildern naturgetreu wiedergegeben, so daß es keineswegs schwer ist, nach diesen die Vögel zu bestimmen.

Aber eine Glanzleistung sind doch die wundervollen Aufnahmen des Gesanges der Vögel. Mit außerordentlichem Geschick wurde der natürliche Gesang unserer besten unter den gefiederten Sängern auf die Platte gebracht. Man lauscht dem Klang, der uns nicht fremd erscheint, und bald erinnern wir uns, den Ruf und die Gesangsstrophe da und dort in Wald und Feld gehört zu haben, ohne daß wir wußten, wer der Sänger war. Die Platten sagen es uns, und so erweitern wir unser Wissen gleichsam genießend. Das Werk Dr. Heinroths läßt uns einen Schritt vorwärts gehen, es ist bedeutend in künstlerischer, pädagogischer und wissenschaftlicher Beziehung. Trotz der schönen Ausstattung ist es sehr preiswert und sollte in keiner Schule und keinem Heim von Tierfreunden fehlen.

Süddeutscher Tier- und Naturfreund.

Die NS.-Kulturgemeinde, Abt. Volkstum und Heimat:

Wer die Vogelstimmen kennt, kennt so die Vogelwelt; und umgekehrt, wer nur Vogelbälge kennt, weiß in Wirklichkeit noch wenig über den belebenden Schmuck unserer Heimat. Wer die Vogelstimmen kennt, sagten wir, ja, aber wer kennt die Vogelstimmen? Verschwindend wenige; denn die Naturentfremdung hat in Stadt und Land unheimlich zugenommen. Viele, viele möchten sie kennen, aber der Anfang ist schwer: Wer vermag sicher aus einem Vogelkonzert eine Vogelart sich einzuprägen? Ein wenig Anleitung würde genügen, gewiß, aber hier fehlt es.

Die Vogelwelt wäre aber gerade geeignet, die Kinderherzen zu lehren, die heimische Natur mitzuerleben, ja wenn es etwas gäbe, das die naturgetreue Wiedergabe der Vogelstimmen gestattet, dann wäre diese Frage eher zu lösen. In aller Stille ist das nun gelungen. Der Reichsbund für Vogelschutz hat das Werk wegen seiner fundamentalen Wichtigkeit mit allen Kräften unterstützt und die Herausgabe ermöglicht. Kein Geringerer als Hermann Göring schrieb das Geleitwort. Der überragende Wert für die Jugend ist oben bereits gewürdigt. Nicht nur die Schule wird sich dieses hervorragende Erziehungsmittel entgehen lassen dürfen, auch für die Hitlerjugend und den Bund Deutscher Mädel bedeutet das Werk eine ungeahnte Hilfe, um die Verbundenheit mit der Natur zu wecken und zu fördern. Daß der Vogelfreund seine Kenntnisse so in einzigartiger Weise vertiefen kann, leuchtet ohne weiteres ein; für den wissenschaftlichen Forscher besteht jetzt erst die Möglichkeit, die Stimmen einwandfrei festzulegen und zu vergleichen.

Die Prüfung auf vorhandene Kenntnisse ist ein anderes Anwendungsgebiet. Bekanntlich haben wir jetzt Prüfungen für Jäger, ob sie in der Natur auch genügend sich auskennen. Menschen, die nicht offenen Sinnes

durch die heimische Natur gehen, kann man aber auch sonst (z. B. im Forstfach) nicht als vollwertig ansehen. Endlich ist es ein unersetzliches Hilfsmittel, wenn wir uns die Schönheit der heimischen Natur ins Gedächtnis rufen wollen. So soll das Werk seinen Meister loben.

Hermann Hähnle in „Volkstum und Heimat".

Die Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums:

Man kann dieses Werk als „Schlüssel zu Feld und Wald" bezeichnen. Die Verbindung zwischen Schrift, Bild und Ton ermöglicht es jedem, ohne große Mühe Naturstudien zu treiben und allmählich auf eigene Faust seine Kenntnisse zu erweitern. Gerade Vögel sind die einzigen, in größerer Zahl und Mannigfaltigkeit zur Beobachtung kommenden freilebenden Tiere. Um Vögel nach dem Gefieder bestimmen zu können, braucht man ein gutes Fernglas und Vorkenntnisse. Die leicht einprägsamen Gesänge werden aber jedem im Ohr bleiben und den Sänger kenntlich machen. Darüber hinaus regt das Werk durch Bezeichnung von Lock-, Futter- und Schrecklauten zur weiteren Beobachtung an.

Das Lehrbuch gibt einen guten Einblick in die Lebensgewohnheiten unserer Sänger. Jedes Lebensbild ist bis in die Einzelheiten durchgezeichnet, ohne aber durch trockene Aufzählung zu langweilen. Aus jeder Seite spricht die eigene Beobachtung und Erfahrung des Verfassers, auch der Humor kommt zu seinem Recht. Die klare Stellung gegen die Vermenschlichung tierischer Triebhandlungen wird hoffentlich dazu beitragen, den Schaden, den allzu „volkstümliche" Verfasser von Tierbüchern in weiten Kreisen angerichtet haben, wieder auszugleichen. An Hand von augenfälligen Beispielen wird der Unterschied von Verstandes- und Gemütshandlungen und triebhaftem Instinkt dargelegt. Die rührende Erzählung, daß das Vogelmännchen singt, um seinem Weibchen die Langeweile zu vertreiben, und die Wertung eines Vogels nach seinem „liederlichen" Nestbau sind charakteristisch für das Allzumenschliche mancher Erzähler. Das Buch ist wissenschaftlich einwandfrei und sorgfältig durchgearbeitet. Lobend hervorzuheben sind die guten Photographien und die zwanglos wirkenden Buntfafeln. Die Tonaufnahmen vermitteln ein einwandfreies Tonbild und stellen eine beachtliche technische Leistung dar. Das tönende Buch als ganzes gibt einerseits dem schlichten Naturliebhaber Anregung und Belehrung, da es keine besondere Vorbildung voraussetzt, und andererseits, dank den mitgeteilten sorgfältigen Beobachtungen des Verfassers auch dem Biologen interessante Einzelheiten. Das Werk ist zu empfehlen.

Gutachten Nr. 16 874/18 vom 7. 5. 1936.

Das Rotkehlchen (Erithacus rubecula L.)

Bilder: Tafel I und Abb. 1—3 im Tafelanhang am Schluß des Buches.

Ton: Platte I, Vorderſeite, 1. (äußerſter) Rillenabſchnitt.

Das Rotkehlchen gehört, wie der im erſten Buch „Gefiederte Meiſterſänger" beſprochene Gartenrotſchwanz ſowie Nachtigall und Sproſſer zu den den Droſſeln nicht ganz fernſtehenden Schmätzern, die bei uns in Mitteleuropa ſonſt noch durch den Steinſchmätzer, den Braunkehligen und den Schwarzkehligen Wieſenſchmätzer, das Blaukehlchen ſowie den Hausrotſchwanz vertreten ſind. Bis auf den Hausrotſchwanz, der in dieſem Buche auf den Seiten 29 und 30 beſprochen und auf Tafel III bildlich dargeſtellt iſt, haben alle Schmätzer, auch wenn ſie ſpäter einfarbig oder flächenhaft gezeichnet ſind, ein beſonders auf der Unterſeite fleckiges Jugendkleid. Man vergleiche einmal den jungen Gartenrotſchwanz auf Tafel VII des erſten Buches mit dem hier dargeſtellten jungen Rotkehlchen, und man wird die Ähnlichkeit dieſer ſpäter ſo verſchiedenen Vögel ſogleich feſtſtellen. Das Wort „Schmätzer" kommt von den meiſt ſchmatzenden Erregungslauten all dieſer Vögel; beim Rotkehlchen liegt der Ton ſehr hoch und wird wegen ſeiner oft Wiederholung zu einem ſehr bezeichnenden Schnickern, das man beſonders in den Abendſtunden und in den Zugzeiten hört. Es iſt recht verſchieden von dem „Uit-teck-teck" des Gartenrotſchwanzes, dem ſchärferen „Szt-teck-teck" des Hausrotſchwanzes, ſowie auch von dem „Uit-karr" der Nachtigall. (Auffallend iſt, daß die ausgeflogenen jungen Rotkehlchen beim Futterheiſchen nicht wie Rotſchwänze, Nachtigallen, Blaukehlchen und Wieſenſchmätzer ſchnärren, ſondern ein lautes „Zit" hören laſſen, das dem Locktone des Grauen Fliegenſchnäppers ähnelt. Kommt man draußen an eine Rotkehlchenfamilie mit noch unſelbſtändigen Jungen, ſo warnen die Eltern mit einem leiſen „Sieh", und das kleine Volk geht dann meiſt geräuſchlos in höheres Gezweig.) Auch am Neſt iſt das Rotkehlchenpaar nie laut. Es verſchwindet bei Störungen geräuſchlos, und man hört dieſes leiſe „Sieh" nur bei aufmerkſamer Beobachtung aus größerer Ent-

fernung: also ganz im Gegensatze zu den Rotschwänzen, die einen bei solchen Neststörungen mit unaufhörlichem „Üit-teck-teck" oder „Szt-teck-teck" umfliegen.

Der Gesang besteht aus einer ganzen Anzahl oft sehr schöner Strophen, wobei wohl jedes Männchen etwas anders singt als das andre. Zum Singen werden die Morgen- und Abendstunden, oft bis spät in die Dunkelheit hinein, bevorzugt, und das Lied paßt so recht zur feierlichen Abendstimmung. Es besteht gewöhnlich aus hohen, halblauten, mühsam hervorgewürgten Tönen zu Anfang und fällt zu perlenden Tonreihen und kurzen Trillern von rührender Klangschönheit herab; gute Sänger bringen durch Einschieben einzelner Pfeiflaute und durch allerlei Wendungen noch mehr Abwechslung hinein. Das Lied klingt etwas schwermütig und steht so recht im Gegensatze zu dem jubelnden Überschlag der Mönchsgrasmücke (siehe erstes Buch, S. 31), die sich oft am selben Orte aufhält. Auf unsrer Platte sind etwa 6 Strophen wiedergegeben; die dritte fällt durch ihre Länge mit ganz kleinen Pausen besonders auf. Oft tritt, namentlich in der Hauptfortpflanzungszeit, das abgesetzt Strophenhafte noch deutlicher hervor. Ist das Tier weniger in Erregung, so verschmilzt das Lied mehr zu einem einheitlichen leiseren Geschwätz. Um die schöne Weichheit vieler Töne in der Wiedergabe besser heraushören zu können, empfiehlt es sich, den hier aufgenommenen Gesang erst mit einer Normalnadel und dann noch einmal mit einer leisen Nadel vorzuspielen; man bekommt dann auch den Eindruck eines entfernt in der Abenddämmerung im Dickicht singenden Rotkehlchens. Benutzt man eine laute Nadel, dann hört man wiederum deutlicher die einzelnen Töne heraus.

Das Rotkehlchen liebt im Sommer Dickungen und lebt ziemlich versteckt, so daß der übliche Waldspaziergänger es nur selten zu Gesicht bekommt. In der Zugzeit und manchmal auch im Winter macht es sich bemerkbarer, denn dann trifft man es auch auf den Sanddünen der friesischen Inseln, in der Nähe von Gebäuden und in den Parkanlagen von Großstädten. Gewöhnlich wird es vom Unkundigen nicht erkannt, da es eben noch mehr Vögel gibt, die unterseits rot oder rötlich gefärbt sind und deren Namen man nicht so häufig hört, trotzdem die Tiere meist zahlreicher vorhanden sind als das Rotkehlchen. Oft habe ich von sonst ganz gebildeten Leuten für die überall heimischen Finken und Gartenrotschwänze — vom Zwergfliegenschnäpper ganz zu schweigen — die Bezeichnung Rotkehlchen zu hören bekommen.



Rotkehlchen

Oben: Jungvogel, 26 Tage alt; unten: altes Männchen, Ei und Sperr-Rachen

Alle Bilder etwa $^1/_5$ natürl. Größe

Unſer Rotkehlchen verbreitet ſich über ganz Europa vom Atlantiſchen Ozean bis zum Ural, ja bis nach Weſtſibirien hinein. Ein Teil überwintert in Europa, manche ziehen aber auch nach Perſien, Ägypten und zu ſüdlichen Teilen des Mittelmeergebiets; an ſeinem Nordrande, ſo z. B. in den Anlagen und Olivengärten ſowie in den Gebüſchen der Adria oder auch bei Nizza, hört man ſie im Spätherbſt und Vorwinter überall, und zwar laut ſingen. Der Zug geht, wie bei den meiſten kleineren Inſektenfreſſern, des Nachts vor ſich, ſo daß man dann früh zahlreiche Rotkehlchen da antrifft, wo am Tage vorher noch keine waren. Auch die Weibchen ſingen außerhalb der Fortpflanzungszeit, wenn auch vielleicht nicht ganz ſo laut wie die Männchen, und mancher, der ein leiſe ſingendes Rotkehlchen den Winter über im Käfig hielt, wurde eines Morgens durch ein Ei überraſcht. Wenn ſich Gelegenheit bietet, ſucht dieſe Art auch in unſeren Breiten im Winter Unterſchlupf, ſo z. B. in Gewächshäuſern, Ställen, Bauernſtuben u. dgl.; manche finden auch von den immer mehr üblichen Vogelfutterſtellen nicht weg und trotzen der Kälte, ſo gut ſie können.

Wie die meiſten Verwandten lebt das Rotkehlchen durchaus ungeſellig. Nach engliſchen Beobachtungen verlangt es ein Brutgebiet von mindeſtens 200 m Länge und duldet darin keinen andern Artgenoſſen, ja es lebt ſogar mit Rotſchwänzen in Fehde. Selbſt in der Winterherberge ſcheint jedes Stück ſtets einen gewiſſen Platz für ſich zu behaupten, und in Flugkäfigen gehaltene gehören zu den ſchlimmſten Raufbolden artverwandten Kleinvögeln gegenüber: ſie bewachen den Futternapf und töten den Gegner durch Schnabelhiebe auf den Kopf. Der vermenſchlichende Laie verlegt in die dämmerungstüchtigen großen Augen einen „ſeelenvollen“ Blick, da er von dem wirklichen Seelenleben dieſes ſtreitſüchtigen Inſektenfreſſers keine Ahnung hat und immer die ſonderbare Vorausſetzung macht, daß das, was klein iſt, auch lieb ſein müſſe.

Zieht man Rotkehlchen neſtjung auf, ſo merkt man, daß der Geſang oder wenigſtens die Geſangweiſe angeboren und nicht, wie beim Finken, angelernt iſt. Man bekommt aber auch einen Begriff von der Schneidigkeit und grenzenloſen Wut, mit der es dem Pfleger, den es ja für ein „Mitrotkehlchen“ hält, entgegentritt. Grade dieſe Art iſt ein Schulbeiſpiel der Wutzahmheit; das Tier will eben keinen Artgenoſſen in ſeinem Gebiete dulden, es würde einen umbringen, wenn es nur könnte. Natürlich wirkt dieſe Angriffsluſt eines 16-Gramm-Vogels dem erwachſenen Menſchen gegenüber komiſch und wird wohl auch häufig nicht in ihrer wirklichen Abſicht erkannt.

Ich möchte das Rotkehlchen für unſern klügſten einheimiſchen Schmätzer, die man auch Erdſänger nennt, halten, denn man kann es mit Strenge zu etwas abrichten, ohne es ſcheu zu machen. Dasſelbe gilt übrigens auch für den wohl noch klügeren Haussperling.

Im allgemeinen ſind die im Käfige gehaltenen Rotkehlchen Wildfänge, die wegen ihrer unglaublichen Gier nach Mehlwürmern raſch eine ſogenannte Futterzahmheit annehmen, d. h. ſie nehmen oder — beſſer geſagt — reißen die dargebotenen Mehlkäferlarven ſchon nach wenigen Tagen aus der Hand und verbinden bald das Erſcheinen des Pflegers mit der Hoffnung auf eine Wurmſpende, im übrigen aber wollen ſie mit dem Menſchen nichts zu tun haben. Läßt man ein gekäfigtes Rotkehlchen ins Zimmer heraus, ſo fühlt es ſich da meiſt heimiſcher als hinter ſeinen Käfigſproſſen, läßt ſich jedoch anfänglich durch Mehlwürmer in ſein Heim zurücklocken und wieder einſperren. Bald wird es aber zögern, es kommt zwar herbei, dreht aber vor der Tür um, ſo lange man dabeiſteht. Zunächſt glückt es dann noch einige Male, den Vogel einzuſperren, wenn man einige Schritte zurücktritt und dann raſch hinzuſpringt, um die Tür zu ſchließen, aber nach wieder einigen Tagen iſt auch dies unmöglich. Wohl jeder Pfleger verfällt dann darauf, die offne Tür an einen Faden zu binden, Mehlwürmer in den Käfig zu legen und das Türchen aus gedeckter Stellung zuzuziehen, wenn der Vogel in den Käfig gegangen iſt. Auch dies gelingt ſehr bald nicht mehr, und man kann deswegen ſeinen Pflegling in der Folge überhaupt nicht mehr herauslaſſen. Da gibt es aber ein Mittel, das ich ſelbſt erprobt habe und das auch vor Jahren in der Liebhaberzeitſchrift „Die gefiederte Welt“ veröffentlicht wurde. Man gibt dem Vogel etwa vom Mittag bis zum nächſten Vormittag nichts zu freſſen, läßt ihn dann heraus, und wenn er nicht auf einen Mehlwurm hin nach Hauſe gehen will, was er übrigens trotz des großen Hungers ſo leicht nicht tut, ſo jagt man ihn mit Beſen, Taſchentuch und Tannenzweigen und treibt ihn ſchließlich, möglichſt ohne ihn zu greifen, in ſeinen Käfig, der mit allerlei Leckerbiſſen geſpickt iſt. Häufig begreift das Tier gleich beim erſten Male, worum es ſich handelt. Es empfindet offenbar nun ſeine engere Behauſung zugleich als ſicheren Zufluchtsort und gedeckten Tiſch gegenüber dem gefährlichen und nahrungsarmen Zimmer. Wenn man ein ſolches Rotkehlchen dann ſich auf etwa eine Stunde ausfliegen laſſen will, ſo öffnet man die Käfigtür, lockt es heraus und ſchließt ſie wieder. Kommt man dann ins Zimmer, ſo iſt das Tier ſofort da, will nach Hauſe, und ſobald man die Tür geöffnet hat, ſitzt es auch ſchon im Käfig.

Nach Wochen, wenn die Erinnerungsbilder an die schlechten Erfahrungen im Zimmer verblaßt sind, schläft die Sache gewöhnlich etwas ein; nun genügt aber ein ordentliches Bedrohen des Vogels, um alles wieder ins rechte Geleis zu bringen. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß das Rotkehlchen dabei im übrigen durchaus nicht scheu wird. Dieselbe Abrichtung kann man auch mit einzelnen, jungaufgezogenen Sperlingen durchführen, mit den meisten andern Vögeln dagegen nicht.

Die Geschlechter sind gleich gefärbt, die Jungen, wie schon erwähnt, gefleckt. Das Jugendkleingefieder wird etwa von der 6. Woche ab vermausert, so daß der Vogel dann bald wie die Eltern aussieht. Das Nest, das aus Moos, Hälmchen, Haaren und Federn hergestellt wird, steht meist am Boden an den Böschungen der Waldwege, in Holzklaftern, unten in sehr dichtem Efeugerank oder in ausgefaulten Baumstubben (vgl. Abb. 1 im Tafelanhang). Meist werden jährlich zwei Gelege zu etwa 5 bis 6 Eiern gemacht, die im Gegensatze zu den blauen Eiern des Gartenrotschwanzes und des Braunkehligen Wiesenschmätzers gelblich gefärbt und mit rotbraunen Wolken und Flecken gezeichnet sind, also denen der Nachtigall bis zu einem gewissen Grade ähneln.

Die Dorngrasmücke (Sylvia communis Lath.)

Bilder: Tafel II, oben und Abb. 4 und 5 im Tafelanhang.
Ton: Platte I, Vorderſeite, 2. Rillenabſchnitt von außen.

Man findet dieſe durch ihre rotbraune Oberſeite gekennzeichnete, in der Größe zwiſchen der Müller- und der Mönchsgrasmücke ſtehende Art faſt allerorts da, wo Gebüſch an Wieſen ſtößt, d. h. beſonders an Feldhecken oder Grabenrändern, die mit Brombeeren und ähnlichem verſchlungenen Gerank bewachſen ſind. Eben deshalb iſt ſie in gepflegten Parkanlagen ſelten, und man muß ſchon hinaus in die Felder gehen, um ſie zu finden. (Kommt man ihr zu nahe, ſo läßt ſie ein eigentümliches „Wäwäwä" hören.) Im übrigen ſitzt das Männchen zum Singen mit geſträubten Kopffedern gern auf der Spitze eines Buſches (vgl. Abb. 5 im Tafelanhang) und beendet ſeine Strophe mit eigenartigem Balzflug, den wir bei andern Grasmücken nicht vorfinden.

Ihr Lied beſteht häufig aus einzelnen kurzen, raſch hervorgeſtoßenen Tönen und ähnelt dann dem des Braunkehligen Wieſenſchwätzers, wie im Anfang auf unſrer Platte. Häufig iſt es aber auch ein immer lauter anſteigendes Schwatzen (5., 6. und 7. Strophe der Platte). Die zwitſchernden Laute werden mehr bei dem Durchſchlüpfen des Buſchwerks, die Endrufe von einem erhöhten Punkt aus vorgetragen, worauf der Vogel dann abfliegt. Der ganze Geſang wird von Kennern weniger hoch bewertet als der der Mönchs-, Garten- und auch der Sperbergrasmücke (ſ. S. 31, S. 80 und 59 des erſten Buches), und es gehört ſchon etwas Übung dazu, die nicht immer ſehr bezeichnenden Strophen der Dorngrasmücke richtig anzuſprechen; am leichteſten kann man ſie mit der Gartengrasmücke verwechſeln.

Merkwürdigerweiſe erwies ſich bei einem von mir ſehr jung aufgezogenen Männchen, das keine Gelegenheit hatte, Artgenoſſen zu hören, dieſer einfache Geſang nicht als angeerbt; das Tier wurde mit einem Hänfling zuſammen gehalten, und dieſe beiden Vögel, die in ihrer geſanglichen Ausbildung ganz aufeinander angewieſen waren, ſangen ſchließlich ſo gleichartig, daß man ſie überhaupt nicht zu unterſcheiden vermochte. Das Lied klang teils



Dorngrasmücke

Oben: Neſtjunges, 6 Tage alt, Sperr-Rachen, Eier; darunter: Männchen nach der Wintermauſer, Ende März. Alles in $^3/_5$ natürl. Größe



Müllergrasmücke

Altes Männchen; rechts: Sperr-Rachen und Ei
Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

rotkehlchenartig, teils war es gar nicht mit den Strophen andrer heimischer Sänger zu vergleichen, so daß es für einen Uneingeweihten unmöglich war, aus dem Liede diesen Vogel zu bestimmen; manchmal konnte man beim Zuhören an eine Feldlerche denken. Ich gab das Tier dann weg, und noch nach zwei Jahren hatte es denselben Gesang beibehalten.

Das Nest steht häufig recht tief, manchmal fast auf dem Boden. Die Eier sind nicht so grob gefleckt wie die der andern Verwandten, sondern mehr mit grünlich braunen und aschgrauen Punkten und Fleckchen besät. Häufig mietet sich der Kuckuck in dem Neste ein, das dann durch das Gewicht dieses großen Jungvogels bisweilen schief rutscht. Die heranwachsenden Jungen haben im Gegensatze zu andern Grasmücken eine glänzend schwärzliche Haut, und in dem blaß rotgelben, gelbgeränderten Rachen sind zwei undeutliche, schwärzliche Zungenpunkte vorhanden, die später verschwinden: die Rachenfarbe ist also nicht so rot wie bei der Sperber- und der Gartengrasmücke und wie beim Mönch. Das Müllerchen hat, wie wir noch sehen werden, einen gelben Sperr-Rachen. Die sperrenden Nestlinge zittern wie die Verwandten stark mit den Köpfen, was das Füttern durch Menschenhand etwas erschwert. Im Alter von drei Wochen fangen sie ordentlich selbst zu fressen an, die Rachen werden dann fleischfarben, und die wulstigen Schnabelränder schrumpfen zusammen. Sehr bald beginnt dann auch die Kleingefiedermauser.

Das Verbreitungsgebiet dieser Art erstreckt sich in Europa südlich bis zum Mittelmeere, geht nach Osten bis nach Archangelsk und im Ural bis 63 Grad nördl. Breite, möglicherweise ist sie auch in Algerien und Tunis zu Hause. Den Winter verbringt sie in Afrika, wohin sie des nachts triebhaft einzeln und stumm zieht.

Ihr Gewicht beträgt etwa 16 bis 17 g, das Neugeborne ist ungefähr 1,15 g schwer. Das Weibchen ist etwas matter als das Männchen gefärbt (beide Geschlechter lassen das vielen Grasmücken zukommende schnalzende „Tze-tze" hören, das meist als Lockton aufgefaßt wird). Gewöhnlich werden zwei aus 4 bis 6 Eiern bestehende Gelege vom Mai bis in den Juli gemacht. Die Nahrung besteht vorwiegend aus Insekten, doch werden auch Beeren nicht verschmäht. Die Dorngrasmücke trifft im April hier ein und verläßt uns im August und September wieder.

Die Müllergrasmücke (Sylvia curruca L.)

Bilder: Tafel II, unten und Abb. 6–8 im Tafelanhang.
Ton: Platte I, Vorderseite, 3. Rillenabschnitt von außen.

Wir hören auf unsrer Platte fünfmal die für das Lied der Zaun-, Müller- oder Klappergrasmücke bezeichnenden Laute, das sogenannte Klappern oder Müllern, das heißt ein sehr gleichmäßiges „klapperndes rapides Forte", wie es einer unserer berühmtesten Vogelkundigen genannt hat. Ob das Müllerchen danach seinen Namen hat, bleibe übrigens dahingestellt, denn manche beziehen ihn auch auf das helle, wie mehlbestäubt aussehende Gefieder.

Die Müllergrasmücke ist unsre kleinste Grasmücke, denn sie wiegt nur 12 bis 13 g, ihr Ei etwa 1,5 bis 1,9 g, und das neugeborne Junge bringt es kaum auf 1 g. Die Färbung der Eier ist von der unsrer andern Grasmücken ziemlich verschieden. Das Müllerchen, wie wir es kurzweg nennen wollen, ist über Europa bis zum Mittelmeere, nach Osten bis zum Ural und anscheinend bis nach Palästina hin verbreitet und kommt auch in Großbritannien mit Ausnahme von Irland als Brutvogel regelmäßig vor. Im Winter geht es vermutlich nicht, wie sehr viele unsrer Zugvögel, nach Südwesten, sondern nach Südosten und übersteht unsre kalte Jahreszeit in Nordostafrika.

Diese „Taschenausgabe" einer Grasmücke nimmt mit entsprechend kleinen Hecken und Büschen fürlieb: ein paar Nadelbäumchen können sie schon an einen Ort fesseln, und sie brütet besonders häufig auch in kleineren Gärten. Steigt man in der weiteren Umgebung einer Großstadt, also beispielsweise Berlin, aus dem Eisenbahnwagen, so hört man im Mai und Juni so gut wie regelmäßig aus dem Gemüsegarten des Bahnvorstehers die bekannte, hier vorgeführte Müllerstrophe, der ein mehr oder weniger deutlicher, oft sehr leiser Vorgesang vorauszugehen pflegt. (Außerdem wird dem Schwatzliedchen ein ungemein hohes, sehr feines „Zizizizizit" zugefügt, das täuschend an Mäuse erinnert und vom Unkundigen gewöhnlich diesen in den Mund gelegt wird, namentlich wenn es geheimnisvoll aus einem recht dichten, dunklen

Büſche nicht hoch über dem Boden ertönt. Dieſer Vorgeſang ſowie das hohe Mäuſezirpen eignen ſich nicht zur Wiedergabe auf Schallplatten.)

In Parkanlagen bevorzugt dieſer kleine Schlüpfer zum Niſten niedrige Gebüſchgruppen wie Buchsbaum und Taxus; das Neſt ſteht darin ein bis zwei Meter hoch und iſt meiſt mit vielen Würzelchen ausgebaut, kann aber auch aus ſonſtigen trockenen Pflanzenſtoffen beſtehen (vgl. Abb. 6 und 7 im Tafelanhang). An vielbegangenen Orten ſind die Tiere gegen Störungen am Neſte durchaus unempfindlich; ſo habe ich die Eier und ſpäter regelmäßig die Jungen gewogen, ſie dabei häufig mit nach Hauſe genommen und dann wieder ins Neſt zurückgebracht, ohne daß dies die Alten übelgenommen hätten. Allerdings habe ich das gerade auf dem Neſte ſitzende Stück nie plötzlich und haſtig davon verjagt. Überraſcht man den Vogel plötzlich, ſo ſtellt er ſich lahm, läßt ſich herunterfallen, pluſtert das Gefieder auf und tut, als könne er nicht fliegen. Dieſes Benehmen iſt ſicher einem Raubtier gegenüber, das dieſe Schliche ja wohl nicht kennt, zweckmäßig und arterhaltend, denn bei der Verfolgung des hilflos erſcheinenden Altvogels wird es vom Neſte weggelockt. In angemeſſener Entfernung erhebt er ſich ſchließlich und fliegt im Bogen nach Hauſe. Auf den vermenſchlichenden Laien macht dieſes höchſt überraſchende Benehmen einen ungemein klugen Eindruck, denn er bedenkt nicht, daß ſich nicht nur jedes Müllerchen, ſondern eine ganze Anzahl von Vogelarten ebenſo verhalten, ja ſelbſt Wildtauben, Enten, Kraniche und viele andre locken den Neſtfeind in dieſer Weiſe auf falſche Fährte. Man überlege ſich, daß ein ſo um ſeine Brut beſorgter Altvogel, beſonders wenn er das erſtemal in ſeinem Leben brütet, ja unmöglich wiſſen kann, wie ſich ein krankes oder verletztes Stück ſeiner Art benimmt, und daß ein Feind ein ſolches beſonders aufs Korn nimmt. Im allgemeinen handeln all dieſe Vögel nur bei ſehr großem Schreck in der geſchilderten Weiſe, es iſt alſo ſchwer, dieſe Triebhandlung bei zahmen, an Menſchen gewöhnten Tieren auszulöſen. Dieſe ſtehlen ſich in einem ſolchen Falle möglichſt unauffällig fort oder verlaſſen, wenn es ſich um Neſtflüchter handelt, den Ort eiligſt mit ihren Kindern. Man kann, je nachdem man einſchreitet, all dieſe verſchiedenen Handlungen bei ein und demſelben Tiere auslöſen, wie ich dies nicht nur bei Singvögeln, ſondern auch bei Ringeltauben und Stockenten öfter unabſichtlich und abſichtlich getan habe.

Kleine Neſtjunge ſperren nach Art andrer Grasmücken unter ſehr lebhaftem Kopfzittern und ſtoßen dabei ein leiſes „Sieh“ aus;

ihr Racheninneres ist im Gegensatze zu den andern heimischen Verwandten nicht rot, sondern gelb. Nach dem Heraushüpfen aus dem Nest, was unter Umständen schon am 10. Tage erfolgt, lassen sie ein Quäken hören, wie man es auch von den andern Arten gewohnt ist. Im Käfig zusammengehaltene Junge jagen sich bald ernstlich und rupfen sich, namentlich am Unterleibe, die Federn aus. Hält man sie dann getrennt und bringt sie nach der bald einsetzenden Jugendkleingefiedermauser gelegentlich wieder zusammen, so sieht man beim Weibchen ein Flügelzittern als Begrüßung, dem beim Männchen ein Sträuben des Kopfgefieders entspricht; dabei wispert die Schwester, und der Bruder teckt laut, man muß also wohl annehmen, daß dieses Verhalten auch dem späteren Benehmen der Gatten untereinander entspricht. Bekanntlich machen sich ja Triebhandlungen, die mit der Fortpflanzung zu tun haben, häufig schon bei sehr jungen Vögeln bemerkbar, wie man dies bei gesangsübenden Männchen hören und bei spielend nestbauenden Weibchen sehen kann. Durch ihre besondere Zierlichkeit und die ansprechende Färbung machen sich namentlich jung aufgezogne und dann bei geeigneter Haltung sehr zahm bleibende Vögel dieser Art bei dem Pfleger sehr beliebt, insbesondre deshalb, weil sie nicht schlechter singen als Wildfänge, denn das Klappern ist ihnen angeboren.

Das Gelege besteht aus 4 bis 6 Eiern und wird im Mai oder Juni erbrütet. Die Nahrung setzt sich aus Insekten, etwas Beeren und Steinobst zusammen. Die Zaungrasmücke trifft gewöhnlich im April, wenn die Sträucher ihr erstes Grün entwickeln und ihr die nötige Deckung und Nahrung bieten, bei uns ein und macht sich sofort durch ihre Klapperstrophe bemerkbar. Im August, wenn das Brutgeschäft beendet ist, beginnt dann der Abzug.



Hausrotschwanz

Oben: etwa 3 Wochen alt, gut flügge, Jugendkleid; Mitte: altes Weibchen und Ei; unten: altes Männchen im Herbst. Alles etwa $^3/_5$ natürl. Größe

Der Hausrotschwanz

(Phoenicurus ochrurus gibraltariensis Gm.)

Bilder: Tafel III und Abb. 10 im Tafelanhang.
Ton: Platte I, Vorderseite, 4. (innerster) Rillenabschnitt.

Die sieben Strophen, die wir hier auf der Platte vom Hausrotschwanz zu hören bekommen, sind ausnahmsweise schön und wohlklingend und haben daher eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des Rotkehlchens oder auch des Gartenrotschwanzes. Für gewöhnlich vernimmt man zischend gepreßte Laute — „vomierend" sagt Naumann, denn es kann klingen, als wenn jemand brechen müßte — die sich dann in einige hübsche Pfeiftöne auflösen. Das zischende R ist hier bei dem unsrigen vor jedem Triller nur schwach angedeutet, es kann aber auch die Hauptrolle spielen und für den ganzen Gesang bezeichnend werden. Gewöhnlich hört man das etwas krächzende Lied von Hausdächern, Ruinen und gelegentlich auch von Felswänden herunter, und da der Sänger sich namentlich in den allerfrühesten Morgenstunden, wenn der Straßenlärm ruht, hören läßt, so macht er sich durch seine Unermüdlichkeit unter Umständen recht aufdringlich. Im Norden Deutschlands singt er in hellen Juninächten einem fast die ganze Nacht vom Dachgiebel herunter ins Schlafzimmerfenster, zu einer Zeit, wenn keine andre Vogelstimme vernehmbar ist. (Außer durch diesen menschennahen, für ziegel- oder für schiefergedeckte Häuser besonders kennzeichnenden Gesang fällt der Vogel, wenn er in besondre Erregung kommt, d. h. namentlich dann, wenn man sich dem in einer Mauernische oder unter einem Dachbalken gebauten Neste nähert, durch sein scharfes, oft wiederholtes, metallisches „Szt-teck-teck" sehr auf, dabei kann sowohl das „Szt" wie das „Teck" auch öfters unabhängig voneinander ausgestoßen werden. Das „Teck" hat etwa die Klangfarbe, als wenn man mit einem Taktstock auf einen hölzernen Gegenstand schlägt, und läßt sich bei der nötigen Übung mit der Zunge recht gut nachmachen.) Beim Gartenrotschwanz klingen alle diese Töne etwas weicher.

Das Tier selbst wirkt feingliedrig, bewegt sich zierlich, knixt fortwährend und zittert mit dem fast gerade nach unten gehaltenen

Schwanz: auf Seite 40 des ersten Buches ist dies beim Gartenrotschwanz genauer beschrieben, der im männlichen Geschlecht viel bunter gefärbt und sowohl in den Maßen wie im Gewicht um ein geringes kleiner ist. Im übrigen ähneln sich die beiden Formen in ihrem Wesen sehr: die Jungen rätschen schnärrend, sind aber beim Hausrotschwanz merkwürdigerweise fast einfarbig und ähneln dem Weibchen so gut wie vollkommen. Eigentlich ist der Hausrotschwanz ein Felsenbewohner, der zuerst von Gmelin 1789 aus Gibraltar beschrieben worden ist und wohl erst verhältnismäßig spät mit den Steinbauten des Menschen, ebenso wie die Schwalben, nach Nordosten, also nach Deutschland gewandert ist. Er hält eben gewissermaßen die Ziegel- und Schieferdächer für Steintrümmer, und es ist ihm dabei einerlei, ob es sich um niedrige Dorfhäuschen, Ställe und Schuppen handelt, oder ob sich sein Leben über dem Getriebe der Großstädte auf fünf- und mehrstöckigen Häusern abspielt. Im östlichen Ostpreußen ist er sehr selten, in England brütet er nicht, zieht aber dort öfters durch und überwintert sogar. Sein Zug hört auch bei uns häufig schon in Südeuropa, ja bisweilen in Süddeutschland auf, denn er macht sich nichts daraus, ob die Bäume beblättert oder kahl sind, und überwinternde Insekten scheint er in Steinspalten überall zu finden.

Vor einigen Jahrzehnten war man daran, die in Mitteleuropa brütende Form in zwei Arten aufzuspalten, weil man sowohl schwarze wie braune, weibchenartig gefärbte Männchen erfolgreich zur Fortpflanzung schreiten sah. Die braunen wurden als Phoenicurus cairii bezeichnet; nun hat sich aber inzwischen als sicher herausgestellt, daß ein Teil der Hausrotschwänze im ersten Jahre noch die Jugendfärbung behält und trotzdem fortpflanzungsfähig wird; erst im zweiten Jahre färben diese Vögel dann aus.

Im Gegensatze zum Gartenrotschwanz, dessen Eier einfarbig hellblau sind, legt der Hausrotschwanz weiße Eier; er macht vom April bis Juni zwei Bruten von 5 oder 6 Eiern. Das Nest ist oft eine riesige Aufhäufung von Halmen und Wurzeln, weil es eine zufällig vorhandene, sehr große Nische in Gebäuden (vgl. Abb. 10 im Tafelanhang) ausfüllen muß. Die frisch geschlüpften Jungen, die ungefähr 1½ g wiegen und mit 5 Tagen 9 g erreichen, sehen mit ihrer rötlichen Hautfarbe, den gelben Sperr-Rachen und den dunklen, auf Kopf und Rücken stehenden Daunen den entsprechenden Gartenrotschwänzen zum Verwechseln ähnlich. Die bunte Abbildung des alten Männchens zeigt das Herbstkleid, in dem, namentlich auf der Unterseite, die hellen, sich später abnutzenden Federränder noch erhalten sind. Der singende Frühlingsvogel macht also einen dunkleren Eindruck.

Der Grünling (Chloris chloris L.)

Bilder: Tafel IV und Abb. 9 im Tafelanhang.
Ton: Platte I, Rückseite, 1. (äußerster) Rillenabschnitt.

Auf unsrer Platte hören wir den bezeichnenden Gesang, wie er vom Grünlingsmännchen vom März bis in den Juli hinein mit großer Ausdauer vorgetragen wird. Das Lied wird hier mit dem gewöhnlich im Fluge vorgetragenen Locktriller eingeleitet, dann folgt eine etwas tiefer liegende Trillerstrophe, die man auch als Klingeln bezeichnet; sie wird hier durch einen ganz leisen, entfernten Grasmückengesang unterbrochen; dann hören wir zwei verschiedene kurze Pfeifstrophen und schließlich das sehr bezeichnende, gewöhnlich mit „Schwunsch" oder „Schwoinsch" übersetzte, sonderbare Kreischen, das übrigens auch häufig ohne vorhergehende Trillertöne vom ruhig dasitzenden Männchen zu hören ist; auch dies gibt die Platte gegen Ende wieder. Der ganze Gesang hat häufig etwas Unvollständiges, da nicht immer alle Laute gesungen werden, aus denen ein vollendetes Grünlingslied, das sich übrigens recht hübsch anhört, besteht. (Fühlt sich der Vogel ängstlich, so vernimmt man, besonders in Nestnähe, ein gezogenes „Guiip", das täuschend dem Verlegenheitslaute des Kanarienvogels und auch einiger anderer Körnerfresser ähnelt und das in der Laiensprache meist durch „Piep" versinnbildlicht wird. Die Jungen im Neste lassen ein Gezirp hören, das dem junger Amseln ähnelt; vom Tage des Ausfliegens an aber rufen sie in gleichmäßigen Abständen unentwegt „Tschui" oder „Tschulip", und dies erinnert etwas an ebenso alte Hänflinge; sie deuten damit den mit Futter herbeifliegenden Eltern beständig ihren Standort an.)

Will man sich einen jungen Grünling aufziehen, so muß man ihn als etwa 7 bis 10 Tage alten Nestling holen, denn dann sperrt er unter geringem Kopfzittern ohne weiteres und ist mit einem Breigemisch nicht allzu schwer großzubekommen. Fast unmöglich ist dagegen die Fütterung solcher Grünlingskinder, die bereits das Nest verlassen haben; man braucht sich also keine Mühe mit solchen Jungen zu geben, namentlich, wenn sie von

den Eltern abgekommen und daher schon etwas schwach geworden sind. Der Laie fällt auf solche in Parkanlagen und Gärten nicht allzu seltene „arme Vögel" gewöhnlich hinein, da sie ihm regelmäßig sterben. Dauernd erschallt ihr jammervolles „Tschui tschui", wenn sie mit erst halb und dann ganz geschlossenen Augen dasitzen; das Vorhalten von Nahrung bringt sie nicht nur nicht zum Sperren, sondern höchstens zum Toben, womit dann ihre letzte Kraft verbraucht wird. Dem Stopfen setzen sie durch festes Schließen des Schnabels Widerstand entgegen, so daß es unmöglich wird, ihnen das breiartige Ersatzfutter beizubringen. Sollen aus dem Nest erzogene Grünlinge zahm bleiben, so bedarf es großer Geduld seitens des Pflegers, denn sobald sie anfangen, selbst zu fressen, und namentlich wenn sie schon Körner enthülsen können, werden sie ungemein scheu, insbesondere dann, wenn man ihrer mehrere zusammenhält, ihr Anschlußbedürfnis also durch die Geschwister befriedigt ist. Ich habe es erlebt, daß solche mit größter Mühe und Geduld zahm gehaltene Vögel in 3 Tagen, als es mir wegen einer dringenden Reise unmöglich war, sie auf der Hand zu füttern, völlig scheu und daher für meine Beobachtungszwecke ganz unbrauchbar wurden. Hält man in dieser Zeit aber mit eiserner Strenge darauf, daß der Jungvogel nur auf der Hand fressen und trinken darf, dann bleibt er späterhin durchaus zutraulich und ohne Scheu.

Die Jungen beginnen mit ungefähr 6 Wochen ihr fleckstreifiges Kleingefieder zu mausern und sehen dann bald so aus wie die Eltern. Zugleich üben die Männchen ihren zunächst zwitschernden Gesang. Ein Grünling, den ich aufzog, ohne daß er Gelegenheit hatte, andere Vögel zu hören, brachte kaum etwas von den artgemäßen Strophen. Der übliche Locktriller fehlte ganz, der Gesang bestand aus fortlaufenden Tönen, an die aber nie das bezeichnende „Schwoinsch" angehängt wurde, sondern statt dessen hörte man ohne vorherige Einleitung ein oft wiederholtes, leises „Tschui", es scheint demnach, als wenn das Grünlingslied nicht angeboren sei, sondern von Artgenossen erlernt werden müsse.

Die Gattung der Grünlinge verbreitet sich in mehreren Unterarten durch Europa und einen großen Teil Asiens; sie zeichnet sich vor den sonstigen eigentlichen Finken durch lange Flügel bei merklich ausgebuchtetem kurzem Schwanz aus. Bei allen ist das Gefieder mehr oder weniger grünlich gelb, der Schnabel kurz und dick. Die mitteleuropäische Form, also unsere einheimische Art, ist in ganz Europa bis nach Nordwestturkestan Brutvogel. Das Gewicht beträgt durchschnittlich 28 g, ist also um etwa 2 g ge-



Grünling

Oben: etwa 18 Tage alt, Jugendkleid; Mitte: altes Weibchen, Sperr-Rachen und Ei; unten: altes Männchen. Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

ringer als beim Haussperling und beim Goldammer. Sein Ei ist mit 2,2 g Frischgewicht verhältnismäßig klein, wenn man bedenkt, daß das des Spatzen ungefähr 3 g wiegt, und sogar meist kleiner als das Ei des bedeutend weniger wiegenden Buchfinken.

Der Grünling gehört zu den Vögeln, die sich durch den menschlichen Einfluß offenbar vermehrt haben, denn Parkanlagen und Obstgärten ziehen ihn besonders an. Außerdem spricht er den Vogel-Winterfütterungen eifrig zu und kommt auch im Sommer auf Balkons, Fensterniſchen u. dgl., wenn es da etwas zu fressen gibt. Da nun die Vermehrung sehr groß ist, denn der Vogel macht im Jahre drei, wenn nicht sogar vier Bruten zu durchschnittlich vier Jungen, so nimmt er an manchen Stellen derartig überhand, daß er besonders dem Gartenbau durch Wegfressen ausgestreuten Samens und Abbeißen von Keimlingen recht schädlich werden kann. Es verhält sich hier also ähnlich wie bei der Amsel; beide haben sich durch die Mildtätigkeit des Menschen zum großen Teile das Wegziehen im Winter abgewöhnt, so daß die Verluste auf den Herbst- und Frühjahrswanderungen, denen viele Zugvögel ausgesetzt sind, wegfallen.

Vielfach schreiten die Paare schon im April zur ersten Brut, und das Nest steht dann, wenn die Laubbäume noch kahl sind, gewöhnlich in kleinen Fichten, Eiben, Lebensbäumen, Buchsbäumchen, ja sogar im Geranke früh hinausgestellter Efeukästen, meist in Reichhöhe; späterhin machen sie ihre Bruten aber auch oft ziemlich hoch oben in Laubhölzern und wissen sich den örtlichen Verhältnissen gut anzupassen. In Parks, wo sich leider oft Katzen herumtreiben, spielende Kinder unbefugt durch die Büsche streifen und der scharfe Wasserstrahl des sprengenden Gärtners manches Nest zugrunde richtet, gehen sie zur Nestanlage im Sommer auf die Bäume belebter Straßen, wo Tag und Nacht die Autos rasen und der menschliche Verkehr wogt; bei Amseln und Ringeltauben kann man ähnliches beobachten. Die Tiere scheinen erkannt zu haben, daß sie gerade dort, wo der Mensch am zahlreichsten und geräuschvollsten auftritt, vor ihm und den Katzen am sichersten sind.

Wie die Amseln sind auch die Grünlinge im April bei ihrer ersten Brut gegen Störungen häufig recht empfindlich: verjagt man sie vom Neste, wenn sie erst ein oder wenige Eier gelegt haben, so kommen sie meist nicht wieder, sondern schlagen ihr Heim anderswo auf, und in wenigen Tagen ist ein neues Nest mit einem Ersatzgelege gefüllt. Um diese Zeit sind eben beide Geschlechter noch sehr paarungslustig, und sie setzen sich ungern einer Gefahr beim Brüten aus.

Von unsern heimischen Körnerfressern gehört der Grünling mit zu denen, die am meisten an reine Pflanzennahrung gebunden sind. Der Kot der Jungen ist daher nicht, wie bei den Insektenfressern, von einem schleimigen Häutchen umgeben und leicht wegtragbar, sondern schmierig; er wird wohl in der ersten Zeit von den Alten gefressen, bleibt späterhin aber auf dem Nestrande liegen und erhärtet dort; beim Girlitz ist dies noch ausgeprägter und im ersten Buche auf S. 38 bereits besprochen. Die Jungen sind nach der Art der meisten echten Finkenvögel ziemlich stark bedaunt, verlassen mit 13 bis 14 Tagen das Nest und sitzen dann, da sie noch nicht weit fliegen können, unter fortwährendem Ausstoßen ihres einförmigen „Tschui" in der Nachbarschaft umher.

Da sich Grünlinge an den Winterfutterplätzen mit einfachen Fangvorrichtungen leicht immer wieder fangen lassen, so sind natürlich, besonders in großen Städten, tausende mit Helgoländer oder Rossittener Fußringen gekennzeichnet worden; es hat sich dabei herausgestellt, daß die meisten dieser Stadtvögel Sommer und Winter ihrem Standorte treu bleiben, natürlich leben sie aber in der Fortpflanzungszeit nicht so gesellig wie im übrigen Jahre, wo die einzelnen Paare ja kein bestimmtes Brutgebiet abzugrenzen brauchen. Das schließt nicht aus, daß uns doch einzelne im Herbst verlassen und bis ins westliche Mittelmeergebiet vordringen. Diese entgehen dann auch dem Tode, während die sich auf den Menschen Verlassenden in sehr strengen Wintern doch schließlich umkommen, wie dies im Beginn des Jahres 1929 tatsächlich der Fall war.

Die Tafel IV stellt zwar den jungen, den weiblichen und den männlichen Vogel dar, es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß auch die ersten beiden die gelben Querbinden über die großen Flügel- und Schwanzfedern haben, nur sind sie in der Ruhestellung durch die Seitenfedern des Bauchs verdeckt und nicht ganz so schön gelb wie beim alten Männchen.

Mit seinem sogenannten Kegelschnabel enthülst der Grünling, wie man auf dem untersten Bilde sieht, durch seitliche Bewegung des Unterkiefers und mit Nachhilfe der Zunge die aufgenommenen Körner, wie dies ja ein Kanarienvogel, ein Hänfling, ein Girlitz und überhaupt die meisten Finkenvögel auch tun. Das schließt aber nicht aus, daß andere Singvögel, wie z. B. Lerchen und auch manchmal die Ammern, kleinere und zartere Sämereien ungeschält hinunterschlucken, was ja von Hühnern, Tauben und vielen andern Großvögeln allgemein bekannt ist.

Die Blaumeiſe (Parus caeruleus L.)

Bilder: Tafel V und Abb. 11—14 im Tafelanhang.
Ton: Platte I, Rückſeite, 2. Rillenabſchnitt von außen (am beſten mit einer lauten Nadel zu ſpielen).

Die Blaumeiſe hat vieles mit der auch ſehr häufigen Kohlmeiſe, die im erſten Buche „Gefiederte Meiſterſänger" ausführlich behandelt worden iſt, gemeinſam und ähnelt ihr auch ſtimmlich bis zu einem gewiſſen Grade. Wir hören auf der Platte zunächſt dreimal ihr „Zi-zi-dä-dä", dann ſingt im Hintergrunde ganz leiſe eine Amſel, es folgt noch zweimal „zizidädä" und hiernach kommt dreimal das ſogenannte Klingeln, das den Frühlingsruf des Männchens darſtellt. Dieſe Lautäußerung hört man namentlich nach der Schneeſchmelze bis in den Mai hinein; die Männchen ſind mit dieſem glöckchenhellen Klange, der auch als „zi zi zirrrr" wiedergegeben wird, ungemein freigebig, und oft werden ihm ein paar leiſere Töne vorausgeſchickt. (Beunruhigt zetert die Blaumeiſe ähnlich der Kohlmeiſe mit „zerrrretet" oder „ziſterrrretet"; ſie unterſcheidet ſich dabei von ihrer größeren Verwandten vor allem durch das Aufſteigen der Tonreihe. Die noch unſelbſtändigen, ausgeflogenen Jungen folgen ihren nahrungsſuchenden Eltern mit unermüdlichem „Dididädä", das man ebenſo von Neſtlingen, wenn auch nicht ſo ausdauernd und laut, hören kann, wenn ſie den fütternden Alten ihre leuchtend gelben, mit großen Randwülſten verſehenen Rachen entgegenſtrecken.) Die Mundwinkel ſind bei geſchloſſenem Schnabel etwas herabgezogen, die Tiere ſehen alſo aus, als hätten ſie kleine Greinemäulchen (vgl. Abb. 12 im Tafelanhang).

Die Blaumeiſe hat eine ähnliche Verbreitung wie die Kohlmeiſe und bildet einige unweſentlich abweichende geographiſche Formen im Oſten, im Süden und in England; im öſtlichen Rußland ſchließt ſich die in der Zeichnungsweiſe ähnliche Laſurmeiſe (P. cyanus Pall.) an, der das Gelb im Gefieder völlig fehlt, ſie iſt alſo im weſentlichen blau und weiß, auch iſt das äußerſte Steuerfederpaar weiß. Im Grenzgebiete lebt P. pleskii Cab., von der jetzt wohl für erwieſen gilt, daß ſie ein Miſchling von Laſur- und Blaumeiſe iſt, wenigſtens züchtete ſie ein Schweizer Liebhaber aus den beiden Stammformen.

Die Geschlechter sind kaum zu unterscheiden, denn das dem Brutgeschäfte ziemlich allein obliegende Weibchen ist ja in seiner Höhle so geschützt, daß es ebenso bunt sein kann wie das Männchen. Das Gewicht beträgt durchschnittlich wie bei der Tannen-, Hauben- und Sumpfmeise ungefähr 11 g, das des frischen, fein rötlich gefleckten Eies 1,3 g, die Schwere des Gesamtgeleges von 8 bis 10 Eiern kommt also etwa der der Mutter gleich.

In unsern Gärten und Parkanlagen ist die Blaumeise wohl am häufigsten, häufiger noch als die Kohlmeise, und sie macht sich durch ihr dreistes Benehmen an den winterlichen Futterstellen und durch den klingelnden Frühlingsruf des Männchens sehr bemerkbar. Natürlich hat auch hier jedes Paar sein Brutgebiet, so daß man die Siedlungsdichte durch Aufhängen recht vieler Nistkästen nicht beliebig vermehren kann. Ihre Kampflust führt sie bisweilen auf merkwürdige Abwege; so beobachteten nicht nur ich, sondern auch andere, daß Blaumeisenpaare viele Tage lang wütend auf den Spiegel eines Automaten loshackten oder ihr Spiegelbild in der Scheibe eines geschlossenen Fensters mit dunklem Hintergrunde bekämpften. Die Tiere hielten dabei diese Scheinmeisen offenbar für Eindringlinge in ihr Brutgebiet, und es machte mir den Eindruck, als wenn namentlich das ersterwähnte Paar in seiner Erregung über die unausrottbaren Spiegelvögel gar nicht zur Brut geschritten sei. Von andern Meisenarten habe ich ähnliches nie beobachtet. Ein jung aufgezogenes Blaumeisenmännchen wurde mit der Zeit zu einem wahren Wüterich; es gewann nach einigen ernsten Kämpfen mit einer Kohlmeise, wobei sich die Tiere ineinander verkrallten, schließlich die Oberhand über diesen um ein gutes Drittel schwereren Gegner und wurde natürlich mit den übrigen gleichgroßen Gattungsverwandten sofort fertig. Es ist weniger die eigentliche Kraft und Gewalt, sondern die ungemein zähe Ausdauer, mit der die Blaumeise ihren Gegner befehdet, so daß diesem, der weniger Wert aufs Kämpfen legt, die Sache schließlich über wird und er, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, das Feld räumt. Der kurze, dicke Schnabel ist anscheinend weniger zum Hacken als vielmehr zum Abzwicken und Zupfen geeignet, wie man dies an handzahmen Stücken beobachten kann. Da man einem solchen schmucken, jung aufgezogenen Pflegling ja nichts zuleide tun will, so kann er, in der Stube frei gelassen, einem das Zimmer in wenigen Minuten vergrämen. Gewohnt, vom Menschen Futter zu empfangen, hält er ihn gewissermaßen für den morschen Baumstamm, in dem Insektenlarven leben, und untersucht einen aufs peinlichste; er klammert sich auf dem Nasen-







Blaumeiſe

Oben: Sperr-Rachen, Ei und zwei Neſtjunge, 4 und 5 Tage alt; Mitte: etwa 16 Tage alt, ſeit geſtern flügge, Stellung bei Hitze und beim Sichſonnen; unten: zweijähriges Männchen (Schwingenmauſer). Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

rücken fest, zwickt an Augenlidern und Lippen, was empfindlich weh tut, geht dann zu den Ohren über, versucht Stückchen aus den Ohrläppchen herauszuzwicken und hackt in jede noch so winzige, etwa beim Rasieren entstandene Wunde; streift man den „anhänglichen" Vogel mit dem Finger ab, so macht er sich sofort am Nagelbett zu schaffen, und schließlich hängt er kopfunters am Finger, um besser unter den Fingernagel gelangen zu können. Das sieht zwar für einen Unbeteiligten sehr drollig und niedlich aus, endet aber bald damit, daß man den Plagegeist abschüttelt und sich aus dem Zimmer entfernt oder den an der Hand hängenden in den Käfig zurückbringt. Andere Meisenarten sind in dieser Hinsicht nicht so schlimm, Spechte dagegen noch gefährlicher, da sie einen von unten anfliegen, am Anzug emporklettern und nach tastendem Züngeln Löcher in die Haut hacken. Natürlich ist all dies nicht böse gemeint, sondern nur ein Nahrungssuchen am falschen Gegenstande.

Die Nahrung der Blaumeise besteht aus Insekten und deren Eiern und Puppen; man soll also im Winter, wenn nicht gerade Rauhreif herrscht, nicht übermäßig füttern, da besonders dann eine Menge von Insekteneiern verzehrt werden. Im allgemeinen ist diese Art, wie ihre Verwandten auch, Standvogel, wenigstens kann man am Neste beringte Brutvögel auch im Winter an derselben Stelle wiederfangen; ein Teil, namentlich der jungen Vögel, muß aber entschieden fortstreichen, und aus ihm setzen sich die winterlichen, durch die Wälder ziehenden Meisenschwärme zusammen.

Bekanntlich sind Meisen ungemein lebhafte Vögel, es war daher nicht leicht, von der allerdings völlig handzahmen alten Blaumeise, die auf der Tafel V wiedergegeben ist, ein scharfes Lichtbild zu bekommen. Nach einer sehr reichlichen Fütterung saß sie zwar für kurze Zeit auf dem für sie hingestellten Ästchen still, beobachtete aber dauernd die photographische Kamera, und es gehörten nicht weniger als 19 Platten dazu, bis das Bild gelungen war. Der Vogel bewegte nämlich immerzu die Augen, wenn der Schlitzverschluß rasselte, und gerade auf die Schärfe des Auges kommt es dem Beschauer beim Betrachten eines Bildes am meisten an. Bei solchen Fehlschlägen wird einem am besten klar, wie ein Vogel seine Augen bewegt; er tut dies — mit Ausnahme der Eulen, bei denen sie völlig unbeweglich im Schädel sitzen — viel mehr und öfter, als man gewöhnlich glaubt, nur verläuft die Bewegung anders als beim Menschen und bei den meisten Säugetieren. Während wir nämlich den Augapfel in der

Lidspalte hin und her drehen, bewegt der Vogel, ebenso wie es die meisten Kriechtiere tun, die Lidöffnung mit dem Augapfel zugleich, so daß beim Photographieren dann nicht nur das Sehloch und die Regenbogenhaut unscharf herauskommen, sondern auch die das Auge umgebenden Federn eigentümlich verwischt aussehen. Bei Arten, die sehr lange Wimpern haben, wie z. B. beim afrikanischen Hornraben, einem Boden-Nashornvogel (Bucorax), kann man diese Dinge besonders gut beobachten, da dann die Wimperfedern bei jedem Wechsel der Blickrichtung einen großen Ausschlag machen. Zugleich kann man sich auch davon überzeugen, daß die Bewegungen der beiden Augen häufig unabhängig voneinander erfolgen, eine Tatsache, die den meisten Leuten ja nur vom Chamäleon bekannt ist; anscheinend gilt sie aber für die ganze Gruppe der Sauropsiden, also des Kriechtier-Vogelstammes.

Der oder die Grauammer (Emberiza calandra L.)

Bilder: Tafel VI und Abb. 15 und 16 im Tafelanhang.
Ton: Platte I, Rückseite, 3. Rillenabschnitt von außen (am besten mit einer lauten Nadel zu spielen).

Auf unserer Platte hören wir in ein und demselben Rillenabschnitt dreimal die bezeichnende Strophe des Grauammers, wobei die Abstände durch leisen Feldlerchengesang ausgefüllt werden, und dann zweimal das gleichförmige Lied des Goldammers, der schon im ersten Buche der „Gefiederten Meistersänger" auf S. 62 besprochen, auf Tafel XII abgebildet und auf Platte II, Rückseite, innerster Rillenabschnitt, bei der Sperbergrasmücke in der Entfernung zu hören ist.

Der Gesang des Grauammers ist so leicht mit keinem andern Vogellaute zu verwechseln: das gedehnte wie durch eine Maschine hervorgebrachte, scharfe „Zickzickzickzick schnirrrps", in dem die Laute z, i, r und s zugleich erklingen, wird schier unermüdlich herausgequetscht. Dabei plustert sich der Sänger merkwürdig auf, und wenn er seinen Sitzplatz wechselt, läßt er in sonderbarem Flatterfluge, gleichsam zur Federkugel geballt, die Beine so herunterhängen, daß man glaubt, er sei weidwund geschossen. Als Bewohner der Felder und Wiesen sitzt er gewöhnlich auf einem Telegraphendraht oder auch auf einer Baumspitze dicht an der Landstraße, so wie es Gold- und Gartenammer auch häufig tun. Nur geht der Goldammer bisweilen tief in Schonungen und Waldlichtungen hinein, und der Gartenammer liebt wenigstens einige hohe Bäume. Es kann vorkommen, daß man alle drei zugleich und dann gewöhnlich im Verein mit der Feldlerche hört.

Der Grauammer heißt auch Gerstenammer oder, eben wegen seines zischenden Maschinengeräusches, Strumpfwirker. Er weicht in vielen Punkten von unseren andern Ammern ab, und zwar namentlich darin, daß die Geschlechter beide gleich, und zwar unscheinbar lerchenartig gefärbt sind. Auch verläuft die Mauser ganz abweichend. Während alle andern einige Wochen nach dem Verlassen des Nestes nur das Kleingefieder wechseln, erneuert er,

ſo wie es von den andern Singvögeln die Lerchen, die Sperlinge, der Schneefink, der Star und die Schwanzmeiſen tun, auch das Großgefieder, alſo die Flügel- und Schwanzfedern. Die Färbung wird dabei kaum geändert.

Wenn man meint, wie bei andern Ammern durch Beobachtung des ſingenden Männchens das Neſt auffinden zu können, ſo irrt man gewaltig, denn es nützt nichts, wenn man ihm viertelſtundenlang zuhört und zuſieht. Oft fliegt der Sänger ohne jede äußere Störung plötzlich weit über die Felder weg, ſetzt ſich wieder auf einen Telegraphendraht und ſchnirpſt weiter. Man wiegt ſich dann ſchon in der Hoffnung, einen Anhaltspunkt dafür gewonnen zu haben, wo das Neſt ſtehen könnte, aber bald fliegt der Ammer auch ſchon einen halben Kilometer weiter weg und ſingt dort ebenſo fleißig wie vorher. Man muß ſchon durch bebaute Felder, Straßengräben, Wieſen oder Kleeſchläge gehen, um das brütende oder die Jungen wärmende Weibchen aufzujagen und ſo zum Ziele zu gelangen. Nach allem, was ich ſah und hörte, geht das Männchen anſcheinend niemals ans Neſt, d. h. es löſt weder ſein Weibchen im Brüten ab, noch füttert es die Neſtjungen. Die Mutter ihrerſeits hat nicht die Gewohnheit anderer Ammern, ſich vor dem Füttern zunächſt auf einen erhöhten Punkt zu ſetzen oder von weither dem Neſte zuzufliegen. Vielleicht ſucht ſie einfach in der Nähe auf dem Boden das Futter und bringt es, ohne aus dem Gras aufzutauchen, ihren Kindern. Haben dieſe das Neſt verlaſſen, ſo füttert auch der Vater mit; man ſieht ihn dann aus der Luft im Graſe verſchwinden und hört das Gezirp der ſperrenden Kleinen, die natürlich, wie bei all dieſen Bodenvögeln, weit auseinander ſitzen. Auffallend iſt dabei, daß gerade hier beide Geſchlechter gleich gefärbt ſind, ja daß beim Grauammer auch das Männchen die unſcheinbare Lerchen-, alſo Schutzfarbe trägt, trotzdem es nicht auf dem Neſte ſitzt, ſondern weithin ſichtbar von erhöhten Punkten herab ſo laut wie möglich ſingt.

Gewöhnlich brütet der Grauammer (ſiehe Abb. 15) für einen Stand- oder Strichvogel verhältnismäßig ſpät im Jahr; ich bekam einmal eine Woche alte Junge am 18. Juni, das anderemal ſoeben flügge gewordene am 5. Juli. Meiſt wird angegeben, daß der Grauammer zwei Bruten im Jahre mache; die in meine Hände gelangten Jungvögel könnten alſo aus zweiten Bruten ſtammen. Ich bin aber davon nicht ganz überzeugt, da ich im Frühjahre, wenn der Goldammer ſchon längſt niſtet, niemals junge Grauammern geſehen oder gehört habe. Sicherlich hält ſeine Vermehrung nicht gleichen Schritt mit der des Goldammers, und er hat





Grauammer

Oben: etwa 16 Tage alt, flügge, Sperr-Rachen und Ei;
unten: altes Männchen im Frühjahr. Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

dies auch offenbar nicht nötig, denn nach den bekannten Rupfungszählungen von Uttendörfer kommen auf 633 von Raubvögeln geschlagene Gold- nur 68 Grauammern, trotzdem diese beiden Arten nicht so verschieden häufig sind und das singende Grauammermännchen sich gerade genug bemerkbar macht.

Das Nest steht nach Lerchenart auf dem Boden, und die Jungen darin nehmen beim Anblick eines Feindes mit weit geöffnetem, rosarotem, hellgelb gerändertem Rachen eine ähnliche Schreckstellung an wie junge Kuckucke. (Außer einem „Zipp", das mehr oder weniger oft wiederholt wird, hört man von ihnen, auch wenn sie erwachsen sind, nichts.) Viel beobachten kann man bei künstlicher Aufzucht an diesen Pfleglingen nicht: sie sitzen viel still, neigen aber sehr zur Schreckhaftigkeit und toben dann wie unsinnig, wobei der schwere Körper hart gegen die Käfigwände schlägt. Dem Menschen schließen sie sich nicht so an, wie ich es beim Goldammer erwähnt habe. Der Gesang ist ziemlich angeboren; denn einzeln aufgezogene Männchen unterscheiden sich bisweilen etwas von ihren freilebenden Artgenossen, sie bringen aber das „Strumpfwirken", auch ohne es je gelernt zu haben. Im ersten Herbste hört man von den Jungen ein leises Geschnirps, das dann zum Winter hin wieder aufhört. Im Dezember entwickelt sich ein fortlaufender, harter Gesang mit einzelnen betonten Stellen, aus denen dann die endgültige Grauammerstrophe entsteht.

Die Geschwister einer Brut können in ihrer Farbtönung etwas abweichen; ich konnte dabei mit Sicherheit feststellen, daß die verschiedene Helligkeit oder Dunkelheit vom Geschlecht unabhängig ist.

An solch jung Aufgezogenen kann man sich überzeugen, daß sie im Gegensatze zu den andern einheimischen Ammern niemals im Wasser, sondern nur im Sande baden, ganz so, wie es auch die Lerchen, die Hühnervögel und Trappen tun.

Der Grauammer bewohnt vom südlichen Schweden ab fast ganz Europa und das Mittelmeergebiet bis Ägypten. Er geht östlich bis nach Turkestan, Persien, Palästina und Kleinasien; je nach seinem mehr nördlichen oder südlichen Vorkommen ist er Zug-, Strich- oder Standvogel. Er ist mit 50 bis 60 g bei weitem der größte Ammer. Sein Ei wiegt 4 g. Wie der nordische Schneeammer, der uns häufig im Winter besucht, hat er als ziemlich reiner Bodenvogel einen trippelnd hüpfenden Gang.

*

Am Schlusse dieses 3. Rillenabschnittes, dessen Anfang vom Grauammer gesungen wird, hören wir noch zweimal die Strophe des Goldammers, eines sehr häu-

figen Landſtraßenvogels, deſſen Männchen mit einer Feder im Schnabel auf Tafel XII des erſten Buches unter der Sperbergrasmücke abgebildet iſt. Das Weibchen iſt viel unſcheinbarer, ebenſo die Jungen; Unkundige denken beim Anblick der gelben Männchen, die im Winter oft in die Straßen der Vororte hereinkommen, an einen Kanarienvogel. Die ausführliche Beſchreibung dieſer Art iſt bereits im erſten Buche auf S. 62 bis 64 erſchienen, ſo daß ein näheres Eingehen auf dieſe Form ſich hier erübrigt. Wie bereits beim Grauammer erwähnt, wurde die Goldammerſtrophe ſchon bei der Sperbergrasmücke im erſten Buche vorgeführt, jedoch erklingt ſie dort leiſe und von ferne, ſo daß eine deutliche, laute Wiedergabe angebracht erſcheint. Wir hören nun in der Tat das eigenartige, nie zu verkennende „Wie wie wie wie hab ich dich lieb“ ſo recht nah und laut, daß es auch dem Unkundigſten geradezu eingehämmert wird. Ich ſage abſichtlich einhämmern, denn das Wort Ammer kommt vielleicht von Hämmerling, weil der Geſang an gleichmäßige, hellklingende Hammerſchläge erinnert. Allerdings iſt auch die Anſicht vertreten, daß „amero“ ein weſtgermaniſcher Vogelname ſei, aus dem ſich dann mundartlich Ammer, Emmerling oder Hämmerling entwickelt habe.

Der Ortolan oder Gartenammer
(Emberiza hortulana L.)

Bilder: Tafel VII und Abb. 17 im Tafelanhang.
Ton: Platte I, Rückseite, 4. Rillenabschnitt von außen.

Wir hören auf unserer Platte drei verschiedene Strophen, die je zweimal hintereinander wiederholt sind, aber hier beim Abspielen mit einer Normalnadel leicht etwas zu hart klingen, denn draußen im Freien hat man dem Gold- und namentlich dem Grauammer gegenüber, die spitzere und härtere Laute haben, das Gefühl größerer Weichheit. Man bekommt also ein der Natur besser entsprechendes Bild vom Gesang beim Spielen mit einer leisen Nadel. Wenn das Volk den Goldammergesang mit „Wie wie hab ich dich lieb" übersetzt, so empfinde ich beim Ortolan mehr ein etwas schwermütiges „Trüb trüb trüb ist die Treu". Immerhin ist man sich sofort klar, daß es sich um einen echten Ammergesang handelt, wenn man den Vogel zum ersten Male hört.

Der Ortolan ist nach seinem lateinischen Namen hortulanus, d. h. zum Garten gehörig, benannt; in Wirklichkeit lebt er aber bei uns an Äckern und Wiesen und hat seine Warte auf höheren Straßenbäumen. Er bewohnt fast ganz Europa, Kleinasien, Syrien, Ostpersien sowie Teile der Westmongolei, ist ein echter Zugvogel und geht im Winter bis Abessinien. Er ist wesentlich kleiner, aber als Zugvogel verhältnismäßig langflügliger als sein bekannterer gelberer Vetter, der Goldammer, und wiegt nicht wie dieser 30, sondern nur ungefähr 25 g, entspricht also in der Schwere etwa dem Buchfinken oder der Nachtigall.

Diese Ammerart ist dem Fernerstehenden meist wenig bekannt und wird auch von Vogelkennern häufig deshalb übersehen, weil sie nur stellenweise vorkommt und nicht an den richtigen Plätzen gesucht wird. Sie stellt eben andere Ansprüche an die Landschaft als der Grau- und der Goldammer. Im Gegensatze zu diesen scheinen sich dicht nebeneinander lebende Paare gut zu vertragen; hört man doch oft mehrere Männchen in derselben einzeln stehenden Baumgruppe singen und merkt nicht, daß sie sich befehden. Eine eigentliche Geselligkeit wie bei den Spatzen besteht dabei

nicht. Natürlich findet man sie, wie die meisten Kleinvögel, am besten durch das Ohr, zumal das Männchen mit seinem hübschen, eigenartigen Liede nicht sparsam ist. (Kommt man in die Nähe des Nestes, so rufen die Alten ein wiesenschmätzerartiges „Jüp", „Je", „Zi", das weder an Gold-, noch an Grau-, noch an Rohrammer erinnert und mehr den Eindruck macht, als käme es aus der Kehle eines Kerbtierfressers.) Im Freien erkennt man den Ortolan am besten an dem hellen Schnabel und dem sehr auffallenden hellgelben Augenring, der bei ausgestopften Stücken fast immer eingeschrumpft ist und daher auf den meisten Abbildungen zu wenig deutlich dargestellt wird; unsere nach lebenden Tieren farbig gemachten Fotos zeigen alle Einzelheiten deutlich.

Drei von mir gefundene Nester standen sämtlich auf dem flachen Boden: eins in einem sehr dürftigen Haferfelde, das andere in einem brachliegenden, kümmerlich bewachsenen Ackerstück und das dritte in einer Kartoffelbreite. Wie Gold- und Rohrammern haben auch die Ortolane die Gewohnheit, sich vor dem Füttern mit einer Raupe im Schnabel zunächst auf einen erhöhten Punkt, und zwar möglichst auf eine Baumspitze, zu setzen, höher als es die Verwandten tun. Bleibt man nun in der Nähe stehen, so nimmt das „Jüp" kein Ende, und die mißtrauischen Alten wagen sich nicht eher herunter, als bis man sich auf 70 bis 100 Schritte entfernt hat, erst dann fliegen sie zu Neste. Da heißt es natürlich scharf aufpassen, an welcher Stelle sie einfallen, und man peilt deshalb zu zweien am besten von recht verschiedenen Standpunkten aus; geht dann jeder, genau die Einfallstelle im Auge behaltend, auf den vermuteten Ort zu, so liegt das Nest sicher da, wo man sich trifft.

In der Mark Brandenburg findet man vor dem Juli so leicht keine Jungen im Neste. Die Bruten scheinen ziemlich gleichzeitig stattzufinden; so stieß ich am 6. Juli auf siebentägige, am 6. Juli des folgenden Jahres auf fünftägige und am 19. Juli auf ungefähr eine Woche alte Jungvögel. Die Tiere machen auch sicherlich jährlich nur eine Brut, denn sie treffen ziemlich spät bei uns ein. Wenn man bedenkt, daß der größere und kräftigere Goldammer zwei-, ja sogar vielleicht dreimal im Jahre nistet, also die zwei- bis dreifache Zahl von Jungen im Jahre erzeugt, so fällt es auf, daß der Ortolan mit durchschnittlich nur vier Kindern seine Art erhalten kann. Da er ein ausgesprochener Zugvogel ist, so liegt der Gedanke nahe, daß während des Winters bei dem gewöhnlich hier verweilenden Goldammer so starke Lücken in den Bestand gerissen werden, daß eine hohe Geburtenzahl nötig ist,



Ortolan (Gartenammer)

Oben links: Ei, Sperr-Rachen, etwa 6 Tage altes Neſtjunges; oben rechts: 2½ Monate altes Männchen, Kleingefieder vermauſert; unten links: altes Männchen im Frühjahr nach Winter-Kleingefiedermauſer; unten rechts: ebenſolches Weibchen. Alles in ⅗ natürl. Größe

um diesen Ausfall zu decken. Nach den Uttendörferschen Angaben stellt der Goldammer mit 6,33% zusammen mit Haussperling, Feldlerche, Rebhuhn und Buchfink die Hauptnahrung unserer vogelfressenden Raubvögel dar, während der Ortolan nicht in Betracht kommt. Man muß wohl annehmen, daß der Goldammer, namentlich im Winter, wenn es an Deckung fehlt und er gezwungen ist, sich seine kümmerliche Nahrung auf freien Flächen zu suchen, besonders leicht eine Beute des Sperbers wird. Dagegen sind die Fährlichkeiten auf den sich jährlich bis in die Mitte Afrikas erstreckenden Reisen des Gartenammers offenbar nicht so sehr groß.

(Die Jungen sperren mit eigenartig schilpenden und schirpenden Tönen, auch später ist der Fütterton durchaus schilpend.) Die Augen sind auffallend groß, die helle Brille entwickelt sich schon früh sehr deutlich, der Schnabel ist zunächst schwarz und wird erst im fortgeschrittenen Alter fleischfarbig. Ich machte an jung Aufgezogenen die Erfahrung, daß die Hinterleiber des Pappelspinners, an sich eine sehr nahrhafte Kost, giftig sind; sie wurden von zweien meiner Pfleglinge bald wieder ausgewürgt, der dritte, dem dies offenbar nicht mehr gelang, starb im Verlaufe desselben Tages. Glücklicherweise waren die beiden Überlebenden ein Paar, so daß ich Gelegenheit hatte, Männchen und Weibchen in all ihren verschiedenen Kleidern zu beobachten. Mit 5 Wochen fraßen sie fast ganz selbständig und nahmen auch schon einige Körner zu sich. Um diese Zeit begann dann die Kleingefiedermauser, und das männliche Stück fing zu singen an. Auch wurden die Geschwister nun unverträglich, so daß ich sie trennen mußte. Ihr Lieblingsfutter waren Spitzsaat und Mehlwürmer. Sie lockten sich viel mit „Jüp", das Ähnlichkeit mit dem entsprechenden Ton des Reisvogels hat, und zwar taten sie dies nicht nur am Tage, sondern auch in der Dämmerung und Nacht. Sie erwiesen sich überhaupt fernerhin durch ihre nächtliche Unruhe, der ein längerer Schlaf am Tage folgte, als ausgesprochene Nachtzieher. Oft hörte ich dann ein „krikri"-artiges „Jüp" oder „Jep", das so anhaltend ausgestoßen wurde, wie man sonst eine ähnliche stimmliche Betätigung bei Zugvögeln im Zimmer nicht beobachtet.

Zum Herbste hin wurden die beiden ungeheuer fett und brachten es auf 40 g, trotzdem sang das Männchen öfters leise, und zwar so, daß man die Ortolan-Strophe bereits deutlich heraushören konnte; das Weibchen jüpte dementsprechend. Auch während des Winters waren die Tiere nachts sehr unruhig, was auf einen Standortswechsel in der Winterherberge deutet, und der Hahn

ließ nicht selten im Dunkeln seine Strophe hören. Bei diesen sehr fetten Vögeln trat nun die Erscheinung ein, die man bei Wintermauserern so oft beobachtet: sie hörten, und zwar das Weibchen im Januar, das Männchen im März, ganz plötzlich auf zu fressen, gingen im Körpergewicht um etwa 10 g herunter und fingen dann an, das Kleingefieder zu verlieren. Der Gesang hatte schon vorher ausgesetzt und begann erst wieder Anfang Mai. Im April machte sich erneute nächtliche Zugunruhe bemerkbar, auch im folgenden Winter wechselte das Männchen, das ich mir zurückbehalten hatte, nachdem im Sommer alle Federn erneuert worden waren, wieder das Kleingefieder, und zwar diesmal im Februar; eine wesentliche Farbveränderung trat dabei nicht ein. Es steht demnach wohl fest, daß der Ortolan eine Sommervoll- und eine Winterteilmauser hat, wodurch die Angabe von Vater Brehm bestätigt wird; Naumann hatte sie zu unrecht bezweifelt.

Der oder die Rohrammer (Emberiza schoeniclus L.)

Bilder: im ersten Buch auf Tafel XIV und 18, ferner Abb. 18 im Tafelanhang dieses Buches.
Ton: Platte I, Rückseite, innerster Rillenabschnitt.

Diese Art ist im ersten Buche der „Gefiederten Meistersänger" auf den Seiten 68 bis 70 bereits beschrieben und dort auch bunt dargestellt. Wir hören hier die bezeichnende, aus ein paar stammelnden Zirplauten bestehende Strophe des Männchens viermal deutlich und laut für sich allein. Ein anderer männlicher Rohrammer singt auf Platte III des ersten Buches (Vorderseite, äußerster Rillenabschnitt) zusammen mit dem Drosselrohrsänger und füllt von fernher die Pausen dieses lauten Schreiers aus. Man hört deutlich den Unterschied dieser beiden Rohrammerstrophen heraus, und es gibt noch viele andere Abweichungen, immer aber klingt es so, als begänne der Vogel gleichsam stotternd zu singen, doch dann ist es schon vorbei. Gewöhnlich erklingt das bescheidene Liedchen von der Spitze eines Rohrhalms oder Salweidenbusches herunter, und man ist geneigt, wegen der geringen Lautstärke nach einem kleineren Vogel oder zum mindesten nach einem übenden Jungvogel zu suchen, so daß mancher erstaunt ist, wenn er beim Näherkommen das doch immerhin kanarienvogelgroße, 20 g wiegende, recht ansprechend gefärbte Rohrammermännchen abfliegen sieht. Wie früher erwähnt, steht das Nest tief im Grase an einer etwas trockneren Stelle des Sumpfes versteckt; die Jungen verlassen es nach Art vieler Bodenbrüter lange bevor sie flügge sind, verstreuen sich nach allen Seiten und zeigen den futterbringenden Eltern ihren Aufenthalt durch ein feines, oft wiederholtes „Zipp" an; für den Ungeübten ist es sehr schwer, die Entfernung abzuschätzen, aus der dieser Ton kommt.

Der Schilfrohrsänger

(Acrocephalus schoenobaenus L.)

Bilder: Tafel VIII, oben, und Abb. 19 des Tafelanhangs.
Ton: Platte II, Vorderseite, 1. (äußerer) Rillenabschnitt.

Wie früher im ersten Buche beim Drosselrohrsänger auf S. 65 bereits erwähnt wurde, gibt es in Deutschland 5 Rohrsängerarten, darunter zwei gestreifte kleine, den Schilf- und den Seggen- oder Binsenrohrsänger, und drei fast einfarbige, mehr oder weniger gelblich oder grünlich braune: den großen Drosselrohrsänger und die hier später noch zu besprechenden, in Farbe und Form sehr ähnlichen, aber im Gesang und der Nistweise verschiedenen, nämlich den Teich- und den Sumpfrohrsänger.

Von den beiden gestreiften hören wir hier auf der Platte das abwechslungsreiche Lied des Schilfrohrsängers; das des ihm äußerlich ähnlichen Seggen- oder Binsenrohrsängers ist zwar ähnlich aber viel einförmiger und besteht aus einem ziemlich regelmäßigen Wechsel von recht gleichmäßigen Pfeif- und Knarrtönen. Der Schilfrohrsänger flicht in diese Tonreihen schöne einzelne Pfiffe und Triller ein, die manchmal etwas an den Kanarienvogel erinnern, wie man dies ja hier deutlich am Ende des Gesanges hört. Der ganze Vortrag ist hastig und recht laut, oft erhebt sich der Sänger dabei steil in die Luft und gleitet dann in einem Balzfluge wieder ins Dickicht hinab. Sehr stimmungsvoll wirkt hier dabei der ferne Ruf des Kuckucks, der sich ja gern in Gegenden aufhält, wo es Rohrsänger gibt, in deren Nester das Weibchen seine Eier legen kann.

Leider sind die deutschen Namen der heimischen Rohrsänger recht irreführend: der Drosselrohrsänger sieht nicht aus wie eine Drossel und ist auch nicht so groß, der Binsenrohrsänger lebt nicht in den Binsen, sondern in ausgedehnten, einförmigen Seggengrasbeständen und der Sumpfrohrsänger nicht im Sumpfe; höchstens der Teichrohrsänger an Teichen im Schilf. Beim Schilfrohrsänger ist nicht nur der deutsche, sondern auch der wissenschaftliche Name schoenobaenus, was so viel wie Binsenschreiter bedeutet, recht schlecht gewählt, denn tatsächlich kommt der Vogel meist da vor,



Schilfrohrsänger — Sumpfrohrsänger — Teichrohrsänger

Oben: Schilfrohrsänger, Männchen im Frühjahr nach Winter-Vollmauser; links: Sperr-Rachen und Ei; — Mitte: Sumpfrohrsänger, alter Vogel; links: Eier, Sperr-Rachen, Neugeborenes; — unten: Teichrohrsänger, alter Vogel; links: etwa 8 Tage altes Nestjunges, Sperr-Rachen und Ei.
Alle Bilder in $^3/_5$ natürl. Größe

wo einige Schilfhalme an Sumpfwiesen und Gebüsche an feuchten Grabenrändern stehen, also nicht im eigentlichen Schilfwalde wie der Drossel- und der Teichrohrsänger. Sobald das Männchen irgendwie erregt wird, also wenn man seinem Nistgebiete zu nahe kommt, huscht es hurtig und eifrig singend durch das Pflanzengewirr, und an geeigneten Örtlichkeiten, wo alle 50 bis 100 Schritt ein Paar haust, kann das Geknarr und Geschmetter dem menschlichen Ohre manchmal recht aufdringlich werden. Im übrigen aber bringt es eine bezeichnende Stimmung in die Gegend.

Der Schilfrohrsänger ist demnach nicht so an das Rohrleben angepaßt wie der Teich- und der Drosselrohrsänger und geht ebenso gut in die Salweidenbüsche und an Disteln wie ans Rohr, wenn nur Wasser in der Nähe ist. Er baut sein Nest nicht hoch in die Halme, sondern legt es unten im Pflanzendickicht, besonders gern in Seggengrasbüscheln an; es ist dann nicht so gebaut, daß es mit der Unterlage oder mit den danebenstehenden Halmen verflochten wird, sondern sitzt nach Art des üblichen Singvogelnestes als dicker Bau auf breiter Unterlage, pflegt aber von oben her durch dichtes Gras oder ähnliches verborgen zu sein. Sieht man die Alten mit Futter zu Neste fliegen, so findet man es bald, wenn man nur ungefähr weiß, wo man es zu suchen hat.

Die Jungen sind bei allen Rohrsängern völlig nackt, d. h. ohne jeden Ansatz von Daunen. Sperr-Rachen und Ei sind auf der Tafel VIII abgebildet, und dieses Sperrschema mit den zwei lackschwarzen Punkten an den hinteren Zungenspitzen ist für alle Rohrsänger recht bezeichnend. Die Körperfarbe der jungen Schilfrohrsänger ist im Gegensatze zu der viel helleren der verwandten Formen dunkel rötlich. Mit etwa 15 Tagen scheinen sie das Nest zu verlassen, können dann aber noch nicht fliegen und verhalten sich ziemlich ruhig, nur daß sie ab und zu ein bißchen knarren. Mit vier Wochen beginnen die Männchen, wie ich mich bei jung Aufgezogenen überzeugen konnte, knarrend und zwitschernd zu singen; die Zungenpunkte sind in diesem Alter nur noch angedeutet. Beschäftigt man sich dauernd mit solchen Pfleglingen, so bleiben sie ganz zahm, ohne daß sie sich gerade nach ihrem Betreuer sehnen, wenn er nicht da ist. Ebenso wie beim Binsenrohrsänger und beim Gelbspötter sowie bei den Schwirlen wird das Nestkleid bis in den Winter hinein getragen und dann durch eine Gesamtmauser aller Federn gewechselt, die, wenigstens in der Gefangenschaft, zu Beginn des März beendet ist. Wie in Liebhaberkreisen bekannt ist, sind ja auch die alten Vögel ausschließlich Wintermauserer. Der Gesang, der sich bei einem jung

aufgezogenen Männchen herausbildet, hat zwar Ähnlichkeit mit dem der freilebenden Artgenossen, ist aber nicht so abwechslungsreich; immerhin erkennt man ihn als Schilfrohrsänger-Lied. Da das Nestkleid ja bis zum Winter vorhalten muß, ist es von Anfang an geschlossen und schön, also nicht so wollig und lose wie bei den sofort mausernden Grasmücken. Man kann einen jungen Herbstvogel deshalb kaum von den Eltern unterscheiden.

Diese Art ist über fast ganz Europa bis nach Ostasien hin verbreitet und bildet anscheinend keine geographischen Formen. Sie geht im Winter manchmal sehr weit, und zwar bis nach dem südlichen Afrika. Das Gewicht des alten Vogels beträgt ungefähr 12 g, entspricht also dem eines Gelbspötters sowie auch dem der andern kleinen Rohrsänger.

Der Sumpfrohrsänger
(Acrocephalus palustris Bechst.)

Bilder: Tafel VIII, Mitte, und Abb. 20 und 21 im Anhang.
Ton: Platte II, Vorderseite, 2. (innerer) Rillenabschnitt.

So sehr sich Sumpf- und Teichrohrsänger in ihrem Äußern ähneln, so verschieden sind sie in Gesang und Aufenthalt; sie erinnern in dieser Hinsicht etwas an die Laubsängerarten, die das Ohr sofort, das Auge aber oft nur schwer richtig bestimmen kann. Der Name Sumpfrohrsänger, der eine wörtliche Übersetzung der wissenschaftlichen Bezeichnung darstellt, ist wenig treffend gewählt, denn gerade im eigentlichen Sumpfe kommt dieser kleine, unscheinbare Kerl am wenigsten vor. Er liebt verwachsenes Weidicht, Gebüsch mit Brennesseln an Grabenrändern, dichte Hecken in der Nähe von Wasser und ähnliche Örtlichkeiten und hält sich immer weit unten auf, wo auch das Nest steht. Wenn man verblüfft über einen hübschen, abwechslungsreichen, meist fortlaufenden Gesang ist, der aus den geschilderten Verstecken ertönt, so ist es fast immer ein Sumpfrohrsänger.

Das Lied erinnert wenig an die eigentlichen Rohrsänger, also an Teich- und Drosselrohrsänger, sondern ist von diesen ebenso verschieden wie das des im ersten Buche auf S. 28 bis 30 beschriebenen Gelbspötters, der ja auch eine Abzweigung der Rohrsängergruppe darstellt, aber nicht wie der Sumpfrohrsänger nach unten, sondern mehr in die Bäume und höheres Gebüsch gegangen ist. Bei beiden Formen gibt es ganz ausgezeichnete Spötter, die ganze Vogellieder und merkwürdige Rufe, wie die der Wachtel oder des Pirols, nachahmen: aber das tun nicht alle Männchen, und so eins hören wir auf unserer Platte. Man kann zwar mit geübtem Ohr das „Pink" und „Jüp" des Finken und auch noch einiges andere andeutungsweise heraushören, dafür vernimmt man um so deutlicher den echten, rechten Sumpfrohrsängergesang, nur stelle man sich ihn in Wirklichkeit etwas weicher vor. Dem Sumpfrohrsänger fehlt das Sprechende, Eindringliche, um nicht zu sagen komisch Aufdringliche des Gelbspötters, den die meisten Leute besser kennen, weil er mehr an Häusern, Straßen, in Gärten und in Parkanlagen

zu Hause ist. Wir hören auf unserer Platte die bezeichnenden Reihen von kurzen Tipplauten, bekommen eine Vorstellung von den eigentümlich wirbelnden Strophen, den abwärts gezogenen Pfiffen. Gepreßte, unschöne Zischtöne kommen auch ab und zu vor; ein Vogel bringt sie häufiger als der andere, und im Gesang, um nicht zu sagen in der Güte der Sumpfrohrsängermännchen herrscht eine derartige Verschiedenheit, daß man schon viele Stücke gehört haben muß, um ihn gleich richtig anzusprechen.

An heißen Tagen singt der Vogel mehr in der taufrischen Morgen- und Abenddämmerung, und in stillen Mondscheinnächten mutet die abwechslungsreiche Weise eigenartig an.

Das Nest ist ein richtiges Rohrsängernest, nur steht es meist nicht in Rohrhalmen, sondern ist in Weidenzweige, Brennnesselstengel u. dergl. eingebaut (vgl. Abb. 21 im Anhang), und zwar selten über Meterhöhe. Dieser ungefähr 11 bis 12 g schwere Vogel macht im Juni nur eine Brut, die aus vier bis fünf Eiern besteht. Die frisch geschlüpften Jungen wiegen 1 g und haben ihr Gewicht in einer Woche verneunfacht. Wie unser Buntbild zeigt, sind die Schnabelränder gelb, die Rachen rötlich gelb. Nackt sind die kleinen Dinger natürlich auch und haben, den Verwandten entsprechend, zwei schwarze Zungenpunkte. Das bei den Grasmücken bereits beschriebene Kopfzittern beim Sperren ist sehr stark entwickelt; noch mehr als viele andere Kleinvögel sperren solche Nestjunge recht plan- und ziellos, wenn man sie im Zimmer auffüttern will. Sie lernen zwar, daß bei Annäherung des Pflegers Futter gereicht wird, begreifen aber den inneren Zusammenhang nicht und sind sich nicht bewußt, woher es eigentlich kommt: sie fahren mit dem offenen Rachen nach allen Seiten, gewöhnlich nur nicht dahin, woher sich die Greifzange mit den Ameisenpuppen nähert, so daß es viel Geschick und große Ausdauer erfordert, in die zitternden und sich überall hindrehenden Schlünde hineinzutreffen. Mit ungefähr 12 bis 13 Tagen verlassen die kurzschwänzigen, noch nicht flugfähigen Jungen das Nest und werden, selbst wenn man sich viel mit ihnen abgibt, bald ziemlich scheu. Sie machen überhaupt, wie übrigens manche andere Rohrsängerarten auch, einen recht dummen Eindruck: die versteckte Lebensweise in dem von Kerbtieren wimmelnden Gebüsch und Kraut bringt es wohl mit sich, daß die Tiere auch ohne große Klugheit durch die Welt kommen. (Vom Ausfliegen ab quätschen die Jungen in eigentümlicher Weise; das Getön klingt ähnlich dem, das man als Lockton von den australischen Zebrafinken zu hören gewohnt ist.) Ich bringe

diesen Vergleich deshalb, weil in Zoologischen Gärten und Vogelhandlungen diese Bewohner ferner Länder regelmäßig, die meisten unserer heimischen Insektenfresser aber selten oder niemals anzutreffen sind.

Mit ungefähr 4 Wochen fangen junge Männchen zu singen an; Flügel und Schwanz sind dann erwachsen, und 8 Tage später setzt die Kleingefiedermauser ein. Auch bei diesen Vögeln ist das Nestkleid von dem folgenden nur durch den weitstrahligeren, schlechteren Bau unterschieden. Von unsern 5 einheimischen Rohrsängerarten haben die drei einfarbigen Formen eine Jugendteilmauser bald nach dem Verlassen des Nestes; sie ähneln demnach hierin den Grasmücken, während die gestreiften, also Seggen- und Schilfrohrsänger, sowie der Gelbspötter und auch die Schwirle ihr erstes Kleid bis zu der in Afrika stattfindenden Wintermauser tragen.

Der in der Vogelliebhaberei wegen seines schönen Gesanges früher eine wichtige Rolle spielende Sumpfrohrsänger ist über den größten Teil Europas, die Atlasländer sowie bis nach Westasien hinein verbreitet und überwintert im tropischen Afrika bis nach Natal. Er zieht, wie alle versteckt lebenden Insektenfresser, des Nachts, und es ist noch immer ein Rätsel, wie so ein Tier sich ins Winterquartier und dann im Frühlinge wieder an seinen Nistplatz zurückfindet.

Der Teichrohrsänger

(Acrocephalus scirpaceus Herm. = streperus Vieill.)

Bilder: Tafel VIII, unten, und Abb. 22—24 des Anhanges, ferner auf dem Schutzumschlag dieses Buches.
Ton: Platte II, Rückseite, äußerster Rillenabschnitt.

Der Teichrohrsänger ist eine kleine Ausgabe des im ersten Buche unserer „Gefiederten Meistersänger" auf S. 65 bis 67 beschriebenen und dort auf Tafel XIII dargestellten Drosselrohrsängers. Dieser wiegt ungefähr 35 bis 40, jener nur 11 bis 13 g. Er ist, wie die Bilder zeigen, in Farbe und Form nicht nur seinem großen Verwandten, sondern auch dem Sumpfrohrsänger sehr ähnlich. Diese Art verbreitet sich über fast ganz Europa und wird weiter nach Osten hin durch eine sehr ähnliche vertreten. Im Winter geht er recht weit nach Afrika hinein; er kommt, wie alle Rohrsänger, ziemlich spät, d. h. erst wenn das Schilf sprießt im April und Mai, und verläßt uns im August und September wieder.

So wie der Teichrohrsänger kleiner ist als der Drosselrohrsänger, so nimmt er auch mit kleineren Schilfstreifen an weniger ausgedehnten Wasserflächen fürlieb. Häufig trifft man ihn auch da im Rohre, wo gar kein größeres Gewässer in nächster Nähe ist, sondern die Schilfhalme in ganz flachem Wasser stehen, so daß man bequem zu Fuß an das Nest heran kann, das genau so gebaut ist wie das des großen Vetters. Die kleinen Jungen haben eine dunkle Haut, keine Daunen, trüb gelbe Rachen und zwei kleine schwarze Zungenpunkte. Wenn das Gefieder stark sproßt und die Federn noch in Hüllen sind, sehen die Nestlinge fast schwarz aus und machen den Eindruck, als seien sie naß, weil Blutkiele und Federhüllen einen speckigen Glanz haben. (Die Sperrstimme erinnert auffallend an die junger Gelbspötter.) Bezeichnend ist, daß sie namentlich nach dem Ausfliegen beim Sperren die Flügel ungemein weit öffnen und lebhaft damit zittern und schwirren. Auch der alte Teichrohrsänger hat die Gewohnheit, bei starker Erregung mit gebreiteten Flügeln hin und her zu hüpfen. Wie beim Drosselrohrsänger tritt bald eine Jugendteilmauser ein, durch die die Farbe des Vogels gar nicht geändert wird, jedoch bekommt er ein schöneres Gefieder, das nicht so weitstrahlig und

wollig ist wie das erste. Man sieht es den eben flüggen Jungen schon an, daß sie bald mausern müssen, denn mit einem so dünnen und schäbigen Kleidchen können sie unmöglich nach Afrika reisen. Wie ich beim Schilfrohrsänger schon erwähnte, sieht man bei Gelbspöttern, Schwalben, Schwirlen und den gestreiften Rohrsängern an der Güte des Nestkleides sofort, daß es sich hier um ein Gefieder handelt, das für die Dauer, d. h. bis zur Wintervollmauser, in den Tropen getragen werden kann.

Der Gesang, der mit unermüdlicher Ausdauer im Rohrdickicht vorgetragen wird, ist auf unserer Platte sehr gut und anhaltend wiedergegeben. Er hat große Ähnlichkeit mit dem des Drosselrohrsängers, ist aber der Kleinheit des Vogels entsprechend etwas leiser und dünner. Beide Arten haben die kurzen, meist von drei gleichartigen Tönen gebildeten Strophen, worunter die schnarrenden vorherrschen. Einsilbige Laute wechseln mit zweisilbigen, so daß sich das Ganze etwa wie „Tiri tiri tiri, tier tier tier, zäck zäck zäck zerr zerr tiri tiri scherk scherk" usw. anhört, das entspricht ungefähr dem „Karre karre kiek kiek" des Drosselrohrsängers. Man beachte, daß der bereits besprochene Schilfrohrsänger noch sehr schöne Triller und auch einzelne Pfeiftöne einflicht, also viel abwechslungsreicher singt. Der Sumpfrohrsänger hat dagegen ein weicheres Lied, in das vielfach Töne anderer Vögel eingewoben werden. (Sonst hört man vom Teichrohrsänger noch als verschiedene Erregungslaute ein „Tschätsch" und „Scharr".)

Männchen, Weibchen und junge Vögel sind gleich gefärbt, alle führen ein recht verstecktes Leben im Schilfrohr, dessen senkrechte Stengel sie ausgezeichnet zu umklammern verstehen.

*

Die Gruppe der Rohrsänger ist in der Alten Welt sehr weit verbreitet, denn in ganz Afrika kommen, natürlich immer nur an entsprechenden Örtlichkeiten, den unsrigen ähnliche Arten vor; wir vermissen sie auch nicht in Asien bis weit in das malaiische Inselgebiet hinein; fütterte ich doch selbst in Celebes eben dem Nest entflogene Junge auf, die dann noch lange hier im Berliner Zoologischen Garten lebten und von unsern einfarbigen Klein-Rohrsängern kaum zu unterscheiden waren. Die Verbreitung geht nach Osten noch über Neu-Guinea hinaus, und man ist ganz überrascht, wenn man in der früheren deutschen Kolonie, dem Bismarck-Archipel, in einem Sumpfe einen Teichrohrsänger-ähnlichen Gesang vernimmt, der dann auch wirklich aus der Kehle

eines Acrocephalus stammt. In Amerika und Australien gibt es keine Rohrsänger; sie sind also wohl nicht sehr alt und hatten sich von den übrigen Singvögeln noch nicht abgetrennt, als die alte Landverbindung über die Japanischen Inseln nach Nordamerika hin bestand. Daß das Wohngebiet sich auch auf die Tropen Afrikas und Asiens erstreckt, hängt vielleicht damit zusammen, daß unsere mitteleuropäischen Formen im Winter sehr weit nach dem Süden gehen und in dortigen Sümpfen gute Wohngebiete finden; es mag dann die eine oder andere Art sich als Brutvogel dort niedergelassen haben, wenn man nicht annehmen will, daß der Ausgangspunkt der Rohrsängergattung in heißen Ländern zu suchen sei und nur einzelne Arten nach dem Norden vorgedrungen sind, den sie ja nur zum Brüten aufsuchen.







Zaunkönig

Oben: Ei, Neſtjunges, 4 Tage alt, Sperr-Rachen; Mitte: 18 Tage alt, Jugendkleid; unten: altes Männchen. Alles in $^4/_5$ natürl. Größe

Der Zaunkönig (Troglodytes troglodytes L.)

Bilder: Tafel IX und Abb. 25—27 im Anhang.
Ton: Platte II, Rückſeite, 2. Rillenabſchnitt von außen.

Auf unſerer Platte hören wir viermal den harten, eigenartig ſchmetternden, gewöhnlich mit einem Triller abſchließenden Schlag des Zaunkönigs, der etwas an die Strophen des Kanarienvogels, aber auch an das Lied der Heckenbraunelle, die allerdings viel weicher ſingt, erinnert. Die dritte Strophe iſt unvollſtändig, d. h. es fehlt der Roller, wie das oft vorkommt. Beim Abhören erſchrickt man faſt über die ſchmetternde Lautſtärke, aber man iſt über dieſe draußen ebenſo verblüfft, wenn man als Unkundiger den winzigen Sänger ſieht; es erſcheint einem ſchier unmöglich, daß ein ſo kleines Weſen über eine ſo ſtarke Stimme verfügt. Die ſehr hohen Töne laſſen ſich durch die Schallplatte zum Teil nicht ganz genau wiedergeben, denn an ihre Stelle tritt ein eigenartiges Schettern, das man ſich wegdenken muß. Zwiſchen den erſten Zaunkönigsſtrophen iſt im Hintergrunde ein leiſer anderer Vogelgeſang bemerkbar, aus dem ein Fink herauszuerkennen iſt.

Nicht alle Zaunkönigmännchen ſingen ganz gleich, und manche verfügen, wie das ja z. B. beim Finken auch der Fall iſt, über mehrere Strophen. Immerhin bleibt ſich das Schmetternde, durchdringend Laute ſtets gleich, und wer den Zaunkönigsgeſang einmal erfaßt hat, der erkennt ihn in allen Abänderungen ſofort wieder. Auf die Dauer ermüdet er den Zuhörer durch ſeine Gleichmäßigkeit etwas, und mich erinnert er durch ſein maſchinenmäßiges Ablaufen immer an eine ſchrille Weckuhr. (Dazu kommt, daß der Vogel bei ängſtlicher Erregung ein hartes „Zerr zerr" ausſtößt, das mit dem Geräuſche eine gewiſſe Ähnlichkeit hat, welches entſteht, wenn man einen Wecker aufzieht. Der häufigſte Ton, der gewöhnlich als Lockton gedeutet wird, iſt ein wiederholtes, ſchnalzendes „Teck", das man auch mit „Tjick" oder ähnlich überſetzen kann und das an manche Schmätzer und Grasmücken erinnert.)

Viele nehmen an, daß der Zaunkönig unser kleinster Vogel sei, er sieht aber nur so aus, weil er einen kurzen Schwanz und verhältnismäßig kurze Flügel hat. Das Gewicht ist dasselbe wie das der Schwanzmeise und des Baumläufers, also 8 oder 9 g, d. h. es beträgt gut ein Drittel mehr als das des Goldhähnchens mit 5 bis 6 g. Der Name Zaun- oder Schneekönig beruht vielleicht auch auf einer Verwechselung mit dem Goldhähnchen, diesem goldgekrönten kleinsten Gesellen unserer Vogelwelt. Die Eier wiegen mit 1⅓ g ungefähr je 15% des mütterlichen Körpers, was bei einem Gelege von 6 bis 7 Eiern etwa 90% des alten Vogels ausmacht; das ist nicht allzu viel, wenn man bedenkt, daß es die Schwanzmeise mit ihren 9 bis 12, allerdings etwas kleineren Eiern auf ungefähr 115% bringt. Der neugeborene Zaunprinz wiegt, wie meist in der Vogelwelt, zwei Drittel des frischen Eies, also gegen 1 g, und hat große Ähnlichkeit mit den Jungen der eigentlichen Schmätzer, mit denen der Zaunkönig in seiner Jugendentwicklung überhaupt sehr übereinstimmt, so daß in dieser Hinsicht nichts im Wege steht, ihn zu dieser Gruppe zu rechnen. Mit seinem überwölbten, oft versteckt, aber auch manchmal freistehenden Neste (vgl. Abb. 25 im Anhang) stellt er allerdings eine Ausnahme dar. Die Kinder verlassen den warmen Bau trotz ihrer Kleinheit verhältnismäßig spät, und es vergehen, wenn die Brut nicht gestört wird, also die Kleinen nicht vorzeitig herausflattern, ungefähr 15 bis 16 Tage bis zum Ausfliegen. Dann huscht das Völkchen geschickt durchs Gebüsch und kann auch schon ganz gut fliegen. Vier Tage nach dem Ausschlüpfen ist das Anfangsgewicht auf gegen 4 g, d. h. auf etwa das Vierfache gestiegen; dann wird die Lidspalte deutlich, ist aber noch geschlossen, und die Federfluren werden erkennbar. Mit 8 Tagen ist der Zaunkönig auf fast 8 g herangewachsen, hat sich also verachtfacht und sein Endgewicht erreicht. Diese Beobachtung wurde im Freien angestellt an einem Nest, aus dem ich mir dann ein Junges zum Aufziehen geholt hatte. Im Alter von einem Monat waren die gelblichen Schnabelränder bei meinem Pflegling noch deutlich; er sperrte auch noch, wenn man ihm etwas vorhielt, fraß aber seit einigen Tagen schon genügend selbst.

Nestjung aufgezogene, also zunächst völlig vertraute Zaunkönige bleiben nicht so zahm wie Spechte, Meisen oder Baumläufer, d. h. sie suchen einen nicht, wie bei der Blaumeise beschrieben, nach Futter ab; eigentlich sollte man meinen, daß so ein menschengewöhnter Zaunkönig die Ärmel und Taschen seines Pflegers durchschlüpfen und durchstöbern müsse; auch darin

verhält sich der Vogel also wieder wie die Schmätzer, die ja fast sämtlich ein zurückhaltendes Wesen haben, auch wenn sie mit der beim Grünling und Rotkehlchen erwähnten Strenge aufgezogen werden.

Die Jugendmauser erstreckt sich beim Zaunkönige nicht nur über das Kleingefieder, sondern auch auf den Schwanz, der im Alter von etwa 10 Wochen ziemlich plötzlich ausfällt und in ungefähr 18 Tagen neu nachgewachsen ist. Das zweite Kleid ist unterseits wesentlich heller als das erste, die unteren Schwanzdecken sind mit hellen Endflecken geziert, und besonders reizend wirken die im zweiten Kleide erscheinenden drei kleinen weißen Punkte auf den Armdecken, die — von weitem gesehen — den Hauptunterschied gegen das Jugendkleid darstellen (siehe Abb. auf Tafel IX). Natürlich ist dieses zweite Kleid im Bau der einzelnen Federn schöner und vollkommener als das Nestkleid.

Bald nach dem Selbständigwerden vertragen sich die Geschwister untereinander nicht mehr, ja ihr Haß richtet sich auch gegen andere viel größere Vögel, die sie bei mir sogar fliegend durch das Zimmer verfolgten. Von einem jung aufgezogenen Männchen, das keinen artgleichen Vorschläger hatte, habe ich nie den bezeichnenden, harten Zaunkönigschlag gehört; zunächst ließ es einen leisen Gesang vernehmen, dieser wurde dann zum Herbst und Winter hin lauter, aber es fehlte ihm der bekannte Roller. Ob dies daran liegt, daß diese Lautreihe nicht angeboren ist, sondern gelernt werden muß, oder daran, daß ihr Fehlen einen gewissen Schwächezustand darstellt, wage ich nicht zu entscheiden. (Der Futterton ausgeflogener Zaunkönige ist ein ziemlich leises „Zit", was etwas an das junger Rotkehlchen erinnert.) Im Gegensatze zu den meisten anderen Singvögeln, bei denen der Gesang fast ganz an die Fortpflanzungszeit gebunden ist, singt der Zaunkönig, ähnlich wie der Wasserstar und auch das Rotkehlchen, mit Ausnahme der Vollmauser beinahe das ganze Jahr hindurch, und das fällt besonders auf, wenn der kleine, bei uns überwinternde Bursche sein Lied bei Eis und Schnee erklingen läßt: daher der Name Schneekönig.

Der Zaunkönig ist ein geborener Schlüpfer und begeisterter Eckenkriecher. Er lebt deshalb gern in unaufgeräumten, verwilderten Gartenwinkeln, Holzstößen, Reisighaufen und kleinen Dickungen. Sein sehr „breitspuriges" Auftreten mit den langen, viel Bodenfläche fassenden Zehen kommt ihm beim Hüpfen und Schlüpfen durch Reisig und Fichtenzweige sehr zu statten; wie die eigentlichen Erdsänger liebt er es dagegen nicht, dünne

Zweige nach Rohrsänger- und Grasmückenart zu umklammern. Zum Schlafen geht er regelmäßig in eine Höhlung und baut, ähnlich wie der Sperling, auch Schlafnester. Ist er unbeobachtet oder der angreifende Teil, so wird der Schwanz meist ziemlich waagrecht getragen; fürchtet er sich aber — und das tut er gewöhnlich auf freien Flächen und namentlich, wenn ein Mensch kommt — so geht das Schwänzchen steil in die Höhe (vgl. Abbildung 27 im Anhang). In dieser Haltung ist man ja auch gewöhnt, den kleinen Kerl draußen zu sehen; er sitzt dann eben frei da, hat uns erblickt und traut der Sache nicht recht, ist er ja doch, um mich einmal menschlich auszudrücken, ähnlich wie die Schnepfe, das verkörperte böse Gewissen. Nichtsdestoweniger vermißt man wohl bei keiner Zaunkönigbeschreibung „das keck emporgereckte Schwänzchen". Das ist aber ein falscher Schluß, der immer wieder urteilslos nachgebetet wird. Weil der Hund, wenn er moralisches Plus hat, den Schwanz keck hochrichtet und ihn bei ängstlicher Stimmung zwischen die Beine klemmt, so muß dies „natürlich" bei dem Zaunkönig auch so sein. Leider aber ist es hier gerade umgekehrt.

Unsere einheimische Zaunkönigart im engsten Sinne bewohnt ziemlich genau ganz Europa vom nördlichen Skandinavien bis zum Mittelmeer und von den Britischen Inseln bis zum Ural. Sehr ähnliche geographische Formen sind von Island, den Shetlandsinseln, den Hebriden sowie von Nordafrika und von Asien bis nach Japan hinein bekannt. Die ganze Gruppe ist jedoch in Nord- und namentlich Südamerika in noch zahlreicheren Arten, die durcheinander vorkommen und verschiedene Lautäußerungen haben, vertreten, so daß man dieses Gebiet für die Urheimat der Zaunkönige halten möchte. Da es in Amerika auch Formen gibt, die besonders gern in der Nähe menschlicher Behausungen leben, so konnte man durch geschickt angebrachte farbige Kennzeichnung einzelner Vögel mit Hilfe von Fußringen auch die feineren Lebensgewohnheiten ausgezeichnet feststellen. Man fand dabei, daß, wie bei der Rauchschwalbe beschrieben, in den verschiedenen Bruten eines Jahres die Geschlechtspartner häufig gewechselt werden und nur selten Mann und Weib eines Paares sich wieder zusammentun, was vielleicht daran liegt, daß nicht beide zugleich nach einer beendeten Brut wieder fortpflanzungsfähig werden.

Abweichend von den meisten anderen Vögeln schließt der Zaunkönig die Augen durch Senken des oberen Lides, was ja sonst in der Kriechtier-Vogelreihe nicht üblich ist, und das gibt

ihm unter gewissen Umständen einen ganz besonderen Gesichtsausdruck. Eulen verhalten sich beim gewöhnlichen Lidschlage zwar gerade so, ziehen aber doch im Schlafe das untere Lid nach oben, wie dies sonst in der Vogelwelt die Regel ist.

Gewöhnlich hält man den Zaunkönig für einen Standvogel, weil man ihn auch im Winter an geeigneten Örtlichkeiten antrifft und sogar dort singen hört; bei genauer Beobachtung stellt sich jedoch heraus, daß im Herbst ein Zuzug nordischer Artgenossen stattfindet, denn es wimmelt dann ganz plötzlich, z. B. auf den Nordsee-Inseln und auch im Inlande an Punkten, wo es sonst keine Zaunkönige gibt, von diesen kleinen Gesellen. Wie weit also die hier Überwinternden Standvögel sind oder sich aus nordischen zusammensetzen, ist nicht immer ganz leicht zu entscheiden.

Wo es geeignete Unterschlupfe gibt, in denen Insekten in allen Entwicklungszuständen und namentlich auch Spinnen überwintern, übersteht dieser Kriecher und Schlüpfer die Kälte ganz gut, zumal er sich, wie schon erwähnt, auch Schlafnester baut; jedenfalls erhält sich die Art auch ohne allzu große Vermehrung. Es steht durchaus nicht fest, ob immer zwei Bruten gemacht werden; denn vor dem Mai findet man kaum Eier, und ausgeflogene Junge gibt es im Juli. In der Zwischenzeit trifft man zwar immer hier und da auf besetzte Nester, kann aber schwer entscheiden, ob es sich nicht um Nachgelege verunglückter Bruten handelt. Die Schlafnester, zu denen das singende Männchen durchziehende Weibchen hinzulocken versucht, werden im Ernstfalle, d. h. wenn sich wirklich ein Paar zusammengefunden hat, gewöhnlich tüchtig mit Moos ausgebaut.

Zaunkönige haben die merkwürdige Gewohnheit, nach einem Wasserbade noch ein Staubbad zu nehmen, was andere Vögel nicht tun. Diese Handlungsweise ist angeboren, denn auch Jungaufgezogene führen sie bald aus, wenn sie das Nest verlassen haben.

Der Hänfling (Linota canabina L.)

Bilder: Tafel X und Abb. 29 und 30 im Anhang.
Ton: Platte III, Vorderseite, 3. Rillenabschnitt von außen.

Auf unserer Platte beginnt das Hänflingsmännchen mit dem für die Art so bezeichnenden raschen, hastigen „Gegegeg", das sowohl im Sitzen wie auch vor allen Dingen im Fluge dauernd ausgestoßen wird und die sogenannte Stimmfühlung darstellt, die den Schwarm zusammenhält. Der Ton entspricht dann dem „Jüp jüp" des Finken, dem „Zick" des Kernbeißers, dem Trillern des Grünlings und dem „Göp göp" des Kreuzschnabels; alle diese Töne gehören zum A-B-C des Vogelkundigen, und er erkennt daran sofort, ohne hinzusehen, zu jeder Jahreszeit unsere häufigsten Körnerfresser. Dieses „Gegegeg" leitet auch den Gesang ein, der für einen Körnerfresser als recht gut gilt, in den pfeifende Töne eingeflochten werden und der durch ein merkwürdiges Krähen ausgezeichnet ist, das auf unserer Platte spurweise angedeutet ist. Am Ende des Vortrags hören wir den kleinen Trupp, in der Ferne verschwindend, geckernd abziehen.

Der Hänfling ist kein Wald-, sondern ein Steppenvogel, der mit ausdauerndem, wogendem, raschem Flug in die Felder hinausfliegt, um nach allerlei Unkrautsämereien zu suchen; zur Ruhe und zum Brüten braucht er allerdings höheren Pflanzenwuchs und legt sein Nest besonders gern in dichtem Gebüsch an, das an Felder grenzt. Der Gesang wird mit Vorliebe von Telegraphendrähten und anderen erhöhten, freistehenden Punkten her und auch im Fluge vorgetragen. Er hat meist etwas Unvollkommenes, weil fortwährend die Locktöne mit hineinverflochten werden und die Sache gewissermaßen immer wieder neu anfängt.

Der Hänfling hat mit 18 bis 20 g etwa das Gewicht eines Kanarienvogels. Das Ei ist, wie bei diesem, ungefähr $1\frac{3}{4}$ bis 2 g schwer und ergibt nach etwa dreizehntägiger Brutdauer ein Junges von $1\frac{1}{4}$ g. Hänfling und Kanarienvogel sind in der Gefangenschaft leicht zu verpaaren, weil sich die fortpflanzungslustige Kanarienhenne ohne weiteres mit dem Hänflingshahn

einläßt; die Mischlinge sind unfruchtbar, da der Kanarienvogel in die Girlitzgruppe gehört. Auch gelingt es gut, Hänflingseier und -junge von Kanarienvögeln erbrüten und aufziehen zu lassen.

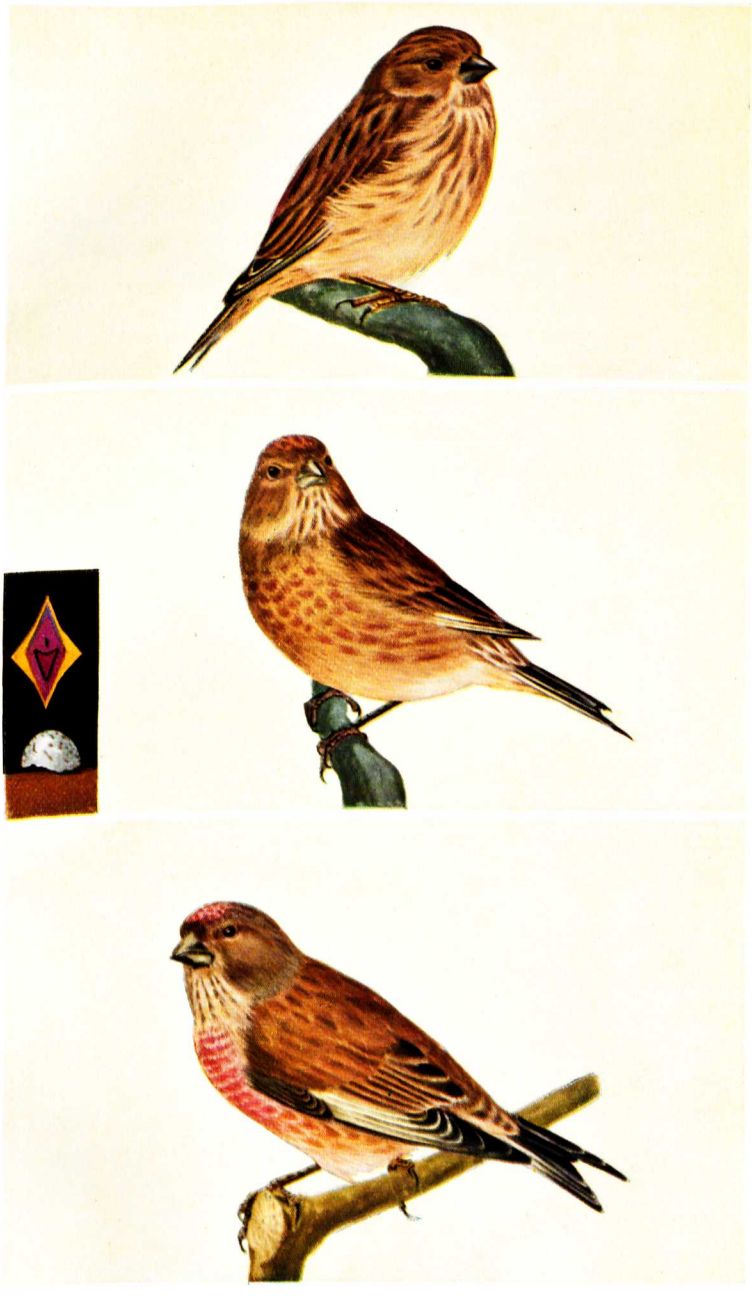
Wegen des schönen Rots, das Stirn und Brust des Brutmännchens ziert, heißt dieser Vogel bekanntlich auch „Bluthänfling"; wer aber Bluthänfling sagt, spricht dann auch vom Grünhänfling, statt kurz vom Grünling; wozu aber diesen Umstand, wenn es einfacher geht. Das eigentümliche Rot, das im Juli kurz vor der Mauser am schönsten ist, fehlt scheinbar dem frischen Gefieder auch des alten Männchens, denn diese Farbe sitzt nur in den Federästen, und die sind bei der neuen Feder von den dichtstehenden, graubraunen, feinen Strahlen ganz zugedeckt. Diese reiben sich dann mit der Zeit ab, so daß also das fadenscheinige Kleid schöner ist als der neue Anzug: man trifft dies ja bei vielen Vögeln, die ein Frühlingskleid ohne Mauser anlegen. Von einem Einwandern der Schmuckfarbe in die bis dahin unscheinbare Feder ist also nicht die Rede. Bedauerlicherweise bleibt nicht nur bei Jungaufgezogenen, sondern auch bei in der Gefangenschaft mausernden Wildfängen das Rot weg, wie dies ja auch beim Kreuzschnabel der Fall ist. Man vermutet, daß die Aufnahme gewisser Vorstufen des Karotins in unreifen Pflanzensamen und in Knospen das Rot der Männchen erzeugt. Da Weibchen und junge Vögel ja dasselbe fressen wie ihre Männer und Väter, so muß also zur Auswirkung des Rots noch das männliche Geschlechtshormon dazukommen.

Der Hänfling ist, wie der Grünling und Girlitz, ein ziemlich reiner Pflanzenfresser, weshalb, wie beim Grünling bereits beschrieben, die Jungen auch das Nest, wenigstens im vorgerückteren Alter, ebenso mit ihrem Kote verunreinigen. Die künstliche Aufzucht Nestjunger ist nicht so einfach wie die von Insektenfressern, also beispielsweise von Schwalben und Fliegenschnäppern, weil die Körnerfresser-Eltern die Nahrung erst vorbereiten und sie den sperrenden Kindern, fein zerkaut und aufgequellt, aus dem Kropfe einwürgen. Eierbrot, Milchsemmel und ähnliches scheint solchen unselbständigen Pfleglingen noch am besten zu bekommen, auch Milchhaut und etwas Mohn kann man verfüttern. Mit etwa einem Monate gelingt es den Jungen, selbständig Körner zu enthülsen.

Die bald einsetzende Jugendmauser erstreckt sich, wie bei allen Verwandten, nur über das Kleingefieder, so daß also die im Neste herangewachsenen Schwung- und Schwanzfedern ein Jahr lang stehen bleiben.

Ein von mir einzeln aufgezogenes Männchen sang zwar fleißig, brachte aber keine rechten Hänflingsstrophen zustande; dafür machte es deutlich den Ruf des Kleinspechtes nach, so daß also Neigung zum Annehmen fremder Laute besteht. Über die Zahmheit solcher Jungaufgezogener gilt dasselbe wie von jungen Grünlingen. Alt gefangene Hänflinge werden leider so gut wie nie zahm, was wohl damit zusammenhängt, daß sie als Bewohner weiter Flächen stürmische Gesellen sind und den Käfig nicht als Deckung betrachten. Das so verschiedene Gebaren einer gekäfigten Grasmücke, eines Laubsängers und anderer Gebüschvögel im Vergleiche zu einem Hänflinge läßt sich daraus erklären, daß diese bei Tage die Deckung so leicht nicht verlassenden Geschöpfe Nachtzieher sind, der Hänfling aber als Steppentier ein Tagflieger ist. Wenn sie sich nun beide, besonders in der ersten Zeit, in Gefangenschaft unbehaglich fühlen und entfliehen möchten, so will dies die Grasmücke bei Nacht und der Hänfling am Tage; wenn der Pfleger also herantritt, so nimmt die Grasmücke hinter den Gitterstäben und zwischen den Sitzstangen Deckung, der Hänfling aber rast dem Lichte zu gegen das Drahtgitter. Dabei macht sich recht bemerkbar, daß die nachts ins Dunkle stürmende Grasmücke sich Stirn, Flügel und Schwanz oft arg zerschlägt, während der Hänfling, der seine Fluchtversuche am Tage macht, die Eisenstäbe sieht und sich vor diesen mehr in acht nimmt; deshalb bleibt er gewöhnlich besser im Gefieder. Das ewige Geflatter bei Annäherung eines Menschen verleidet manchem Liebhaber das Halten dieser Art, denn selbst nach Jahren ändern solche Pfleglinge gewöhnlich ihr Verhalten nicht und zeigen, auch ungestört, in ihrem auf weite Flächen eingerichteten Bewegungsdrang oft eine sehr große Unruhe.

Unser Hänfling ist zusammen mit drei südlichen und östlichen Unterarten über ganz Europa, Nordafrika und einen Teil des westlichen Asiens verbreitet. Er macht vom März bis zum August zwei bis drei Bruten zu je fünf bis sechs leicht bläulichen, mit einem Kranz violettbrauner Fleckchen gezierten Eiern und erweist sich, je nach seiner milderen oder rauheren Brutheimat, als Stand-, Strich- oder Zugvogel, der aber nur in Ausnahmefällen weit nach Süden geht, da es ihm genügt, wenn er an schneefreien Stellen allerlei Sämereien auflesen kann. Im Gegensatze zu den dünn- und spitzschnäbeligen Arten wie Erlen- und Leinzeisig sowie zum Stieglitz, die die eigentliche Acanthis-Gruppe darstellen, klettert er nicht kopfüber und kopfunter an dünnen Zweigen, Distelköpfen usw. herum.



Hänfling

Oben: Männchen im Herbstkleid; Mitte: Sperr-Rachen, Ei, altes Weibchen; unten: altes Männchen im Brutkleid. Alle Bilder in $^3/_5$ natürl. Größe

Der Wendehals (Jynx torquilla L.)

Bilder: Tafel XI und Abb. 28 im Anhang.
Ton: Platte II, Rückseite, innerſter Rillenabſchnitt.

Unſere Platte gibt den ſonderbaren Ruf des Wendehalſes, der beiden Geſchlechtern eigen iſt, ſo vortrefflich wieder, daß eine nähere Erklärung eigentlich unnötig erſcheint. Wir hören zunächſt dreimal die gewöhnliche, meiſt mit „weid weid weid weid weid" oder „gi gi gi gi" überſetzte, einförmige Strophe, der ein etwas tieferer Ton vorausgeht, und ſpäter zweimal noch ein paar anſteigende Töne am Schluß. Der ganze Vortrag hat etwas Langweiliges, man möchte ſagen Leieriges an ſich und nichts von der herausfordernden Fröhlichkeit der Spechtrufe. Der Vogel iſt mit ſeinen Stimmlauten durchaus nicht geizig, und wo mehrere dicht beieinander wohnen, kann der immer wieder neu einſetzende Ruf ſogar läſtig werden, z. B. bei Grabreden auf Kirchhöfen. Den Vogel ſelbſt ſieht man ſo leicht nicht; die eulen- oder ziegenmelkerartige Färbung ſowie das ruhige Verhalten entziehen ihn dem ſuchenden Blick, und das Ohr überſchätzt häufig die Entfernung, aus der das eintönige „Weid weid weid" kommt. Das Tier kann ſich ebenſowohl auf dem Boden, in dichten Hecken, in Obſtbäumen ſowie in hohen Baumkronen aufhalten. Vielfach ruft der merkwürdige Geſelle kurz nach dem Eintreffen im Brutgebiet in der Nähe ſeiner Niſthöhle, die in einem hohlen Baum oder in einem Niſtkaſten ſein kann.

Die Gattung der Wendehälſe, von der es nur wenige, untereinander ſehr ähnliche geographiſche Formen in Europa und Aſien bis nach Japan ſowie in Afrika gibt, wird zu den Spechten gerechnet, obgleich ſie namentlich für den Laien gar keine Ähnlichkeit mit dieſen ſtützſchwänzigen, meiſt in abgeſetzten Farben prangenden Klettervögeln hat. Alle Wendehälſe haben ein weiches, rindenfarbiges Gefieder und nicht wie die Spechte ſtarre, ſondern breite weiche Schwanzfedern, die aber denen der Spechte doch inſoweit ähneln, als das äußerſte Paar ganz kurz und am lebenden Vogel kaum ſichtbar iſt. Ihre ſehr lange, weit hervorſtreckbare Zunge iſt nicht

mit feinen Widerhäkchen besetzt, sondern glatt, und die Kopfknochen sind nicht so fest wie bei den Spechten, weil sie nicht aufs Hämmern berechnet sind.

Der Wendehals hat ungefähr die Größe des Fichtenkreuzschnabels und wiegt gegen 40 g. Sein sehr kleines Ei ist häufig kaum 2½ g schwer, dafür legt er aber um so mehr, d. h. sieben bis acht, ja unter Umständen bis zwölf Stück. Er gehört zu den Vögeln, die durch fortwährendes Wegnehmen der Eier zu dauerndem Weiterlegen gezwungen werden können, eine Eigenschaft, die auch für gewisse amerikanische Spechte festgestellt wurde und die durchaus nicht allen Vogelgruppen zukommt.

Da der Vogel sich keine Höhle zimmern kann, so muß er mit einer vorhandenen fürlieb nehmen; war diese früher schon von einem anderen bewohnt, der darin ein eigentliches Nest gebaut hatte, so räumt der Wendehals die Niststoffe heraus, trägt aber keine neuen hinein, denn dafür ist er doch zu sehr Specht, und es fehlt ihm somit die Triebhandlung des Zu-Neste-Tragens. Eine Ausnahme kommt insofern vor, als gelegentlich Lupinensamenkörner eingetragen werden, die dann nach dem Ausfliegen der Jungen in der Brutstätte liegen; weshalb dies geschieht, ist unerklärt. Manchmal dauert es recht lange, bis sich der Wendehals zu einer bestimmten Höhle entschließt, und das müssen andere Kleinvögel dadurch büßen, daß er ihre angefangenen Bruten zerstört. Wie der Wiedehopf ist er in den ganz unbegründeten Verdacht gekommen, daß er sein Nest nicht sauber halte, weil angeblich die Alten den vielen Unrat der zahlreichen Jungen nicht wegschaffen könnten. Ich habe selbst in einem berühmten Film das Wegtragen des Kotes durch die Eltern gesehen, der ebenso umhäutet ist wie der der meisten insektenfressenden Singvögel (vgl. auch die unabhängig von diesem Film gemachte Naturaufnahme der Abb. 28 im Tafelanhang). Außerdem ist das Nest nach dem Ausfliegen der Jungen genau so sauber wie vorher.

Die Jungen sind wie Spechte anfänglich nackt; bei der Berührung der Schnabelwülste erfassen sie mit seitlicher Bewegung den Schnabel der Altvögel oder die futterspendende Greifzange und saugen sich gewissermaßen daran in die Höhe, so wie es alle Spechte, die Racken, die Eisvögel und die Mauersegler tun; sie sperren also nicht wie Singvögel. Etwa zehntägige Junge können sich bereits an den Fingern recht festkrallen. Sie beißen sich nach Spechtart untereinander tüchtig, wenn man sie füttern will. (Im Neste vernimmt man drei verschiedene Stimmäuße-

rungen: bei Behagen ein rhythmisches, dünnes Piepen, beim Füttern ein schwirrendes Zischen, das auch die Ausgeflogenen noch vernehmen lassen, so lange sie von den Eltern geatzt werden, und das etwas an den Laut der großen grünen Heuschrecke erinnert. Das Merkwürdigste ist ein sehr eigenartiger Schrecklaut, der durch folgende lustige Begebenheit wohl am besten veranschaulicht wird: Ich hatte einige nestjunge Wendehälse bekommen, sie in einen oben offenen Blumentopf gesetzt und das Ganze, um es bequem bei der Hand zu haben, auf die Anrichte des Eßzimmers gestellt. Wir saßen bei Tisch, und als das bedienende Mädchen an die Anrichte herantrat, war es mir, als öffnete sie unnütz Selterswasserflaschen. Ich hatte nämlich die kleinen Pflegekinder vergessen, die da standen und über das plötzliche Herantreten eines Menschen so erschrocken waren, daß sie ein Geräusch hervorbrachten, das verblüffend genau wie das Prusten einer warmen Seltersflasche klingt. Es war nicht nur das eigentliche Zischen, durch das diese Täuschung hervorgerufen worden war, sondern auch der im Augenblicke des Öffnens entstehende sanft knallende Ton wurde von den Wendehälsen hervorgebracht; es klang also wie ein stoßweise wiederholtes „Pschjiii".) Natürlich handelt es sich bei diesen sonderbaren Lauten um ein Abschreckungsmittel, denn man kann sich wohl denken, daß ein kleines Raubtier, das den Kopf in die Höhle hineinsteckt, Bedenken hat zuzufassen, wenn es das drohende Prusten vernimmt. Schon wenige Tage später stellten es übrigens meine Pfleglinge völlig ein, da sie nunmehr mit dem Menschen vertraut waren, und ließen ihm gegenüber dann nur noch das bettelnde Schwirren hören. Ungefähr mit fünfzehn Tagen beobachtete ich die merkwürdige Schreckstellung: auch der alte Vogel legt dann den Hals weit nach vorn, sträubt die Scheitelfedern und bewegt den Kopf unter sonderbaren Verdrehungen hin und her; häufig wird dabei auch der Schwanz gebreitet. Frisch gefangene Altvögel tun alles dies, sobald man sich ihnen nähert, geben es aber auch nach kurzer Zeit auf, wenn sie sich an den Menschen gewöhnen, also nicht mehr in das Entsetzen geraten, das nötig ist, damit der Wendehals seinem Namen Ehre macht.

Die Mauser der Jungen verläuft ähnlich wie die der Spechte. Sie verlieren die kleinen innersten Handschwingen zwar nicht schon, wie diese, im Nest oder während des Ausfliegens, aber doch wenige Tage danach. Die übrigen Handschwingen werden dann rasch gewechselt und das zunächst etwas wollige Kleingefieder mit sechs bis acht Wochen durch die endgültigen, besseren Federn

erſetzt. Während bei den Singvögeln die Schwanzmauſer von innen nach außen verläuft, verhalten ſich die Wendehälſe wie Spechte, d. h. die beiden mittleren Federn bleiben bis zuletzt ſtehen, nachdem der ganze Schwanz vom zweitinnerſten Federpaar ab bis nach außen erneuert worden iſt. Das iſt zwar ſtammesgeſchichtlich begründet, hat aber hier wohl keinen eigentlichen Zweck mehr, weil die Wendehälſe ihren Schwanz ja nicht zum Stützen benutzen. Merkwürdigerweiſe werden die Jugendkleids-Armſchwingen nicht mitgewechſelt, was mir von keiner anderen Vogelart bekannt iſt.

Schon beim Ausfliegen fangen die Wendehälſe an, züngelnd ein bißchen ſelbſt zu freſſen und nehmen friſche Ameiſenpuppen — ihr Lieblingsfutter, denn draußen lebt dieſe Art ja auch hauptſächlich von Ameiſen — ſehr bald in großer Menge ſelbſtändig zu ſich, indem ſie mit der ungefähr ſechs Zentimeter langen Zunge darin wühlen, ſie daran feſtkleben und das ganze in den Schnabel zurückziehen. Mehlwürmer mögen ſie nicht, ebenſo wenig das übliche Inſekten-Erſatzfutter, das ſie aber doch ſchließlich freſſen lernen. Iſt dies geſchehen und läßt man ſie im Zimmer frei, ſo haben ſie es bald heraus, an anderen Vogelkäfigen angeklammert, mit ihrer langen Zunge durchs Gitter hindurch fremde Futternäpfe auszufreſſen.

In gewohnter Umgebung ſind ſolche Jungaufgezogene ſehr zahm, ſetzen ſich gern auf den Pfleger und unterſuchen ihn zungentaſtend. Die Käfigung dieſer eigenartigen und von den ſonſtigen heimiſchen Tagvögeln recht abweichend gefärbten und geformten Geſellen hat dadurch eine gewiſſe Schwierigkeit, daß ſie weder richtig hüpfen noch, wie die Spechte, an ſenkrechten Baumrinden klettern können. Gibt man ihnen nur waagrechte Sitzſtangen, ſo machen ſie einen recht unbeholfenen Eindruck, wie die Stellung des faſt erwachſenen Jungvogels auf Tafel XI zeigt. Sie wollen am liebſten an ſchrägen Rinden oder dicken Äſten emporhüpfen, wie ſie es draußen auf der Suche nach Ameiſen auch tun. Kommt man ihren Wünſchen nach, ſo wird eine ordentliche Sauberhaltung unmöglich, denn da ſie meiſt eigentümlich ſchief auf ſolchen Rinden ſitzen, ſo beſchmutzen ſie dieſe ſo ſchnell, daß man ſie fortwährend ſaubermachen müßte, denn ſonſt verunreinigen ſie ſich Schwanz und Füße dauernd. In der im Spätſommer einſetzenden Zugzeit ſind ſie recht unruhig und unterſcheiden ſich durch ihre nächtlichen Tobereien unvorteilhaft von den Spechten.

Der Herbſtzug geht weit nach Afrika hinein und bei den weſtlichen Vertretern nach Indien. Ganz neue Verſuche haben er-



Wendehals

Oben links: Jungvogel, 20 Tage alt; oben rechts: Ei, Nestjunges; unten: alter Vogel. Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

geben, daß dieſe Nachtzieher ein ſehr gutes Richtungsgefühl haben; ein im Botaniſchen Garten in Berlin im Frühling an der Niſthöhle gefangener Wendehals wurde mit Flugpoſt nach Saloniki etwa 1500 Kilometer weit verfrachtet und zehn Tage ſpäter wieder an ſeinem alten Wohnort entdeckt.

Männchen, Weibchen und junge Vögel ſind gleich gefärbt. (Die beſorgten Alten rufen am Neſte ein nicht eben lautes „Täck täck".) Sie machen anſcheinend nur eine Brut.

Der Zilpzalp oder Weidenlaubsänger
(Phylloscopus collybita Vieill.)

Bilder im ersten Buche auf Tafel XVIII, oben, und 22. Ton: Platte III dieses Buches, Vorderseite, äußerster Rillenabschnitt.

Wie der Rohrammer im ersten Buche zwischen den Drosselrohrsänger, und der Goldammer mit leisem Gesang aus dem Hintergrunde zwischen die Strophen der Sperbergrasmücke eingeflochten und in diesem Buche gewissermaßen als Selbstzweck noch einmal für sich laut und deutlich hörbar gemacht worden sind, so war der Zilpzalp früher entfernt bei der Gartengrasmücke (Platte III des ersten Buches, Rückseite) und beim Pirol (Platte II des ersten Buches, Vorderseite) zu hören. Jetzt ist sein einfaches Liedchen in den Vordergrund gerückt, und man merkt im Hintergrunde nur andeutungsweise das Rülschen des Buchfinken, den Kuckucksruf und einige verschwommene andere Vogelstimmen. Unser kleiner Sänger ruft dauernd ein „Zilp zalp zalp", manch andere Artgenossen gehen auch in ein „Zilp zalp" oder „Zilp zilp zalp zalp" und ähnliche Abänderungen über.

Zu der Beschreibung auf den Seiten 83 und 85 im ersten Buche seien noch einige neuerdings veröffentlichte Beobachtungen hinzugefügt, die 16 Jahre hindurch an 9 bis 11 Paaren in Tirol am selben Orte durchgeführt worden sind.

In einem Jungwaldgebiete, das allerdings für diese Art auch ungeeignete Stellen enthält, beträgt der Brutraum jedes einzelnen Paares etwa 1 bis 2 Hektar. Die Männchen treffen ungefähr eine Woche vor den Weibchen ein und machen sich sofort durch ihren zwar einförmigen, aber mit um so größerer Unermüdlichkeit vorgetragenen Gesang bemerkbar, wobei auch oft der Lockton „Lit" ausgestoßen wird. Häufig treffen Nachbarn an der Grenze zusammen, fingen sich dann eifrig an und kehren, wenn einmal die Gebietsfrage erledigt ist, ohne Kampf wieder auf ihren Lieblingsbaum zurück. Kommt aber ein Nebenbuhler wirklich dem Besitzer eines Brutraums zu nahe, so gibt es einen hitzigen

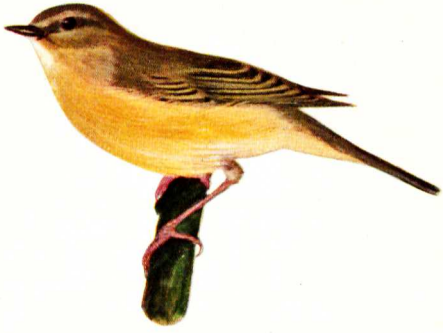
Kampf; der Eindringling wird mit erregtem „Zilp zalp“ in gewandtem Fluge durch Baum und Strauch getrieben. Fremde Weibchen werden meist nicht beachtet.

Während das Männchen recht bodenscheu ist und höhere Punkte bevorzugt, treibt sich das Weibchen im Stangenholz und niederem Buschwerk herum, so daß es meist übersehen wird. Wie früher schon erwähnt wurde, steht das halbkugelig überwölbte Nest nicht wie bei anderen Laubsängern ausschließlich auf dem Boden, sondern auch in Fichtenbäumchen, ja man kann es auch zwei Meter hoch und darüber finden. Das Weibchen trägt zu jeder Tageszeit, selbst bei Einbruch der Dämmerung, Niststoffe herbei, während sonst viele Vögel die frühen Morgenstunden zum Ausbau ihres Nestes bevorzugen. Ab und zu begleitet das Männchen seine Gattin, baut aber nicht selbst und beteiligt sich in den meisten Fällen weder durch Brüten noch durch Füttern der Jungen an der Brutpflege. (Kommt der Gatte bei seinen Streifereien in die Nähe des Nestes, so läßt er mitunter ein leises, zärtliches „Trip trip het“ hören, das von dem Weibchen mit einem ebenso leisen, zärtlichen „Zig zig zag“ beantwortet wird. Das Verlassen des Nestes verkündet die Brüterin fast stets mit lautem „Wuit wuit“ und ebenso ihre Rückkehr, so daß die Beobachtung und Auffindung des Nestes dadurch sehr erleichtert wird.) Die Brutdauer soll 15 bis 16 Tage betragen, bis zum Ausfliegen der Jungen vergehen dann noch 14 bis 15 Tage. In den sehr eingehend beobachteten Fällen verstrichen vom Beginn des Nestbaues bis zum Selbständigwerden der Jungen ungefähr 10 Wochen, wobei die ganze Arbeit dem Weibchen allein oblag; nur bei einem Paar ereignete es sich, daß sich das Männchen vom fünften Tage nach dem Ausschlüpfen der Jungen an der Aufzucht fleißig beteiligte, wie es sonst bei den Laubsängerarten wohl die Regel ist. Unser Gewährsmann fand das betreffende Nest 40 Zentimeter hoch in aneinandergedrängten Fichtenbäumchen, aber so, daß ein überhängender Haselnußstrauch den Weg zum nächsten hohen Fichtenbaume vermittelte. Wie schon erwähnt, sind die Männchen ungemein bodenscheu und wagen es einfach nicht, zu dem im Grase versteckten Neste herunterzukommen. Sollte also der größere Abstand vom Boden und die leichte, gedeckte Zuflugsmöglichkeit von höherem Geäst aus der Grund des abweichenden Verhaltens dieses Männchens gewesen sein? Der männliche Zilpzalp ist ein außerordentlich selbständiger Vogel, der seine Freiheit in den aussichts- und nahrungsreichen Höhen seiner Lieblingsbäume

nur schwer aufgibt. Da er zumeist nur für sich selbst zu sorgen hat, läßt er auch seinen Gesang am längsten von allen Laubsängern hören.

Wie bei vielen Kleinvögeln sitzt der brütende Vogel selten längere Zeit hindurch auf den Eiern, sondern macht öfter mehr oder weniger lange Brutpausen. Bei den beobachteten Zilpzalp-Weibchen betrug die Zeit des Brütens im Durchschnitt jeweils 11 Minuten, die dazwischen eingelegte Brutpause 5,5 Minuten. Bei kaltem Wetter verläßt das Weibchen, wohl infolge erhöhten Nahrungsbedürfnisses, häufiger das Nest, und da auch die Jagd auf Insekten dann weniger ergiebig ist, die Eier aber auch nicht zu lange unbedeckt bleiben dürfen, muß das Brüten eben öfter unterbrochen werden. Die längsten Brutzeiten liegen, wie bei den meisten Vögeln, kurz vor dem Ausschlüpfen der Jungen, so daß bei einer solchen Brüterin dann eine Dauer von ungefähr 3 Stunden festgestellt werden konnte.





Fitis

Oben: Ei, Jungvogel, 16 Tage alt; unten: altes Männchen
Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

Der Fitis (Phylloscopus trochilus L.)

Bilder: Tafel XII und Abb. 31 im Anhang.
Ton: Platte III, Vorderseite, 2. Rillenabschnitt von außen.

Auch dem Fitis oder Fitislaubsänger geht es so wie dem eben besprochenen Zilpzalp: er ist einer unserer häufigsten Bewohner von Schonungen, gebüschreichen Waldrändern, Feldhölzern und größeren Gärten, macht sich außerdem in den Frühlingsmonaten durch seinen hübschen Gesang weithin bemerkbar, und doch kennen ihn die wenigsten Leute, ja nicht einmal dem Namen nach, den er seinem Lockruf, einem „Fuit" oder „Lit" verdankt. (Im Englischen heißt er übrigens Willow-Wren, also Weiden-Zaunkönig, was natürlich in der Literatur zur Verwechselung mit dem Weidenlaubsänger oder Zilpzalp führt.)

Wir hören auf unserer Platte fünfmal den so sehr bezeichnenden und stimmungsvollen Gesang, den man an seinem sanften Abklingen sofort erkennt und der zugleich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Finkenschlage aufweist, nur hat er statt der markigen, harten Töne weiche schwebende Laute und gehört zu den anheimelndsten Vogelgesängen. Er ist gewissermaßen ein Buchfinkenschlag ins Schwermütige übersetzt und wird in althergebrachter Weise mit „didi di die düe düe dea dea düe deidä da" wiedergegeben, man kann ihn mit einiger Übung ganz leidlich nachpfeifen.

Im Äußeren ähnelt der Fitis sehr dem Zilpzalp, ist aber mit 11 g Körpergewicht etwas größer und im Vergleich zu seinem einsilbigeren, etwas graueren Verwandten mehr grünlich-gelb. Diese Unterschiede sind aber so gering, daß man sie im Freien nicht mit Sicherheit durch das Gesicht festzustellen vermag, um so verblüffter ist man, daß die beiden, wenn sie singen, mit dem Ohre ohne weiteres auseinander zu kennen sind. Für den Waldlaubsänger gilt übrigens ähnliches. Mit Bestimmtheit kann man Zilpzalp und Fitis, wenn man sie in der Hand hat, dadurch unterscheiden, daß beim Zilpzalp die 3. bis 6. und beim Fitis die 3. bis 5. Handschwinge an der Spitze außen verengt ist.

Der Fitis ist über ganz Europa verbreitet, kommt etwa im April, wenn die Büsche grün werden, und verläßt uns im August und September. Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt, die Jungen unterseits einfarbig gelblich.

Das Nest steht immer auf der Erde, häufig in der Nähe von Gebüsch oder darunter, und ist mit Federn dicht ausgepolstert. Als ich kleine Junge zur Aufzucht in Ermanglung eines besseren in ein Finkennest setzte, beobachtete ich, daß sie sehr dazu neigten, die in die Nestmulde eingewebten Haare zu verschlucken, und zwar mehr, als es viele andere Vögel tun; anscheinend wird dieser Neststoff von den Fitis-Eltern nicht verwendet: man sieht also auch hier wieder, wie fein die Anpassungen in den Lebensgewohnheiten mit gewissen Verhältnissen in der Umgebung übereinstimmen. Die Körperfarbe der kleinen Jungen ist gelb, sie sperren im Kunstnest nicht nach oben, sondern nach der Lichtseite, was ja durch die Bauart des natürlichen, halbüberdeckten Nestes erklärlich ist. (Der Futterton ist ein feines „Sie", nach dem Flüggewerden tritt an seine Stelle ein quäkender Laut.) Mit etwa fünf Wochen entwickelt sich der Gesang, der von Anfang an deutlich Fitis-artig ist. Die im Alter von etwa einem Monat einsetzende Mauser beschränkt sich im Gegensatze zum Zilpzalp auf das Kleingefieder.

Alt gefangene Fitislaubsänger gewöhnen sich überraschend schnell an den Käfig, eine Erfahrung, die man ja bei vielen kleinen Gebüschvögeln machen kann. Der Käfig ist eben gewissermaßen die Nachahmung eines Busches, auf den der Vogel in seiner ganzen Veranlagung und in seiner Bewegungsweise angepaßt ist im Gegensatze zu Steppentieren und Streckenfliegern; wir haben dies ja beim Hänfling schon ausführlich besprochen.

Während der Zilpzalp häufig schon in den Mittelmeerländern überwintert, zieht der Fitis gewöhnlich ins tropische und südliche Afrika; er reist natürlich des Nachts, wie all diese Kleinvögel. Seine Nahrung besteht in allerlei Insekten, namentlich fliegenden, die er, ähnlich wie der Gelbspötter, während des Durchstreifens der Bäume und Gebüsche zwischen den Blättern wegfängt. Das Gelege besteht aus fünf bis sieben Eiern; wahrscheinlich erfolgt nur eine Brut im Jahre.

Der Waldlaubſänger (Phylloscopus sibilatrix Bechst.)

Bilder: Tafel XIII und Abb. 32 und 33 im Anhang.
Ton: Platte III, Vorderſeite, 3. Rillenabſchnitt von außen.

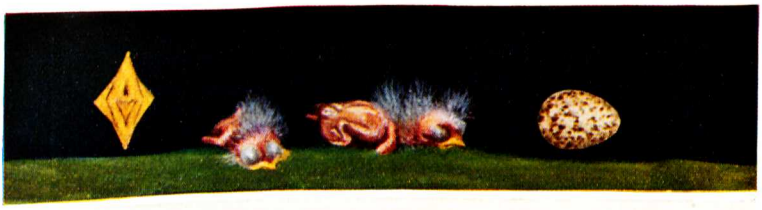
Der Waldlaubſänger, der auch Waldſchwirrvogel heißt, iſt nicht nur abgeſetzter gefärbt als ſeine ihm von weitem ähnelnden Verwandten, Fitis und Zilpzalp, ſondern er ſingt auch grundverſchieden von ihnen. Gewöhnlich findet man ihn im Laubwalde, und zwar ſehr häufig in Buchen; er verſchmäht aber auch Birken und Eichen nicht ganz. Selten hört man ihn im reinen Kiefernwald und wohl auch nur dann, wenn wenigſtens ein paar Laubbüſche eingeſprengt ſind. Es iſt nicht ganz leicht, ſich eine Vorſtellung von dem ſonderbar lieblichen Geſange zu machen. Will man ihn in Silben kleiden, ſo ſagt man wohl am beſten „djü djü djü ... ſip ſip ſip ſip ſip ſirrrr". Iſt das Männchen in voller Erregung, ſo wird die Strophe nach Pieperart, aber zierlicher, im Balzfluge vorgetragen und beim Hinſetzen mit dem „Sirrrr" beendet. Natürlich iſt das Ganze dadurch ſehr ſchwer einheitlich auf die Platte zu bekommen, weil der ſehr lebhafte Vogel ſingend den Ort wechſelt, oft den Kopf wegdreht oder ſich in dichtes Blätterwerk begibt. Das „Djü djü djü" klingt flötend-ſchwermütig, das „Sip ſip ſip ..." kurz und haſtig und wird ſchließlich in ſeiner geſteigerten Geſchwindigkeit zu dem Schwirren, das dem Sänger den Namen Waldſchwirrvogel eingebracht hat. Gerade dieſes Schwirren kommt wegen ſeiner hohen Tonlage auf der Platte nicht ſo laut und deutlich heraus, wie man es im Freien hört, und es empfiehlt ſich, den Geſang mit einer ſtarken Nadel zu ſpielen. (Dem Erregungston des Fitis und Zilpzalp, der etwa wie „fied" oder „huit" klingt, entſpricht beim Waldlaubſänger ein lauter, wundervoller, gleichmäßiger, oft wiederholter Pfiff, der ſehr nachtigallenartig klingt und den man wegen ſeiner Fülle dem kleinen Burſchen gar nicht zutrauen möchte; dieſes „Diüh" wird beim Umherhüpfen oder auch dann ausgeſtoßen, wenn man zu nahe ans Neſt kommt, und iſt nach ſicheren Beobachtungen beiden Geſchlechtern eigen. Ich hörte es auch

von eben ausgeflogenen Jungen. Dieſer Ton iſt wenig bekannt, zumal ſich der Vogel, wenn er ihn hervorbringt, meiſt gedeckt hält. Neſtjunge fauchen, wenn ſie ſich fürchten, in ganz eigentümlicher Weiſe. Der Futterton iſt ein ſchwirrendes Piepen; nach dem Ausfliegen zeigen ſie den Ort ihres jeweiligen Aufenthalts durch „dje“ an, ſonſt hört man noch ein wiederholtes „Sip“ von ihnen.)

Das Neſt ſteht auf dem Boden und enthält anſcheinend nie Federn wie beim Fitis, wohl aber manchmal Haare; ſein Standort ſcheint mir nicht ſo verſteckt zu ſein wie der der beiden Verwandten. Trotzdem iſt das Neſt aber ſehr ſchwer ausfindig zu machen, da man gar keine Anhaltspunkte dafür hat, wo es in dem lichten Graswuchs des Waldbodens verborgen ſein könnte. Durch Beobachtung der Alten findet man die Brutſtätte nur ſchwer, weil die Tiere ſich vor dem Menſchen in acht nehmen; hat man aber erſt ein Gefühl dafür, wo der kleine Kunſtbau ſtehen könnte, ſo geht man aufs Geratewohl hin und her, bis der brütende oder fütternde Vogel vor einem herausfliegt. Die Überwölbung des Neſtes iſt noch vollkommener als bei den anderen beiden Laubſängern, ſo daß nur eine ſeitliche Öffnung in der aus Halmen und dürren Blättern hergeſtellten Kugel ausgeſpart iſt (ſiehe Abb. 33 im Bildanhang). Die fünf bis ſieben weißlichen, ganz dicht braungefleckten Eier kann man daher nicht von oben, ſondern nur von der Seite her liegen ſehen. Jährlich erfolgt im Mai bis Juni wohl nur eine Brut. Solche Erdneſter ſind übrigens nicht nur durch Mäuſe und Wieſel gefährdet, ſondern ſie werden auch oft durch große Nacktſchnecken zerſtört, die entweder das Ganze verſchmieren oder ſogar mit ihren Raſpelzungen die kleinen Jungen anfreſſen; auch die Schwarze Waldameiſe vernichtet gelegentlich die Brut.

Der Waldlaubſänger brütet im ganzen gemäßigten und nördlichen Europa und verbringt den Winter in Afrika, wo er im Weſten ſüdwärts bis zum Kongo, im Oſten bis Abeſſinien und Südarabien vordringt. Er trifft gewöhnlich erſt Ende April ein, wenn das Buchenlaub ſprießt, und verläßt uns nach Beendigung des Brutgeſchäfts im Auguſt und September wieder.

In Gefangenſchaft hält ſich dieſer Laubſänger im Gegenſatze zu ſeinen Verwandten recht ſchlecht und gehört nach meinen Erfahrungen zu den am ſchwierigſten zu haltenden Vögeln. Jung Aufgezogene wollen nach dem Aufhören der friſchen Ameiſenpuppen nur ſchwer an ein Erſatzfutter, und es ſcheint nur in Ausnahmefällen zu glücken, ſie durch den Herbſt und Winter zu







Waldlaubsänger

Oben: Sperr-Rachen, 1½ Tage alte Neſtjunge, Ei; Mitte: flügge Jungvögel, etwa 2 Wochen alt; unten: Alterskleid. Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

bringen. Im Alter von ungefähr fünf Monaten beginnt die Kleingefiedermauser; eine Erneuerung von Schwingen und Schwanz tritt dann aber nicht ein. Bei der Empfindlichkeit dieser Tiere wage ich über die Mauserzeiten nichts zu behaupten, zum mindesten kann man nach Beobachtung an gekäfigten Stücken keinen zwingenden Schluß ziehen, wie sich diese Zugvögel in ihrem Federwechsel in der Freiheit verhalten.

Der Trauerfliegenſchnäpper (Muscicapa atricapilla)

Bilder: Tafel XIV und Abb. 34 im Tafelanhang.
Ton: Platte III, Vorderſeite, innerſter Rillenabſchnitt.

Die Platte läßt uns ſechs ſehr bezeichnende Strophen des Trauerfliegenſchnäppers hören, in denen immer, gewiſſermaßen als ruhender Punkt, ein „Wutit wutit" gewöhnlich als Einleitung, aber auch manchmal mehr nach der Mitte hin, eingeflochten iſt. Im übrigen hat der Geſang eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem des Gartenrotſchwanzes. Bei dieſen beiden Vogelarten muß man gewöhnlich, auch als Kundiger, immer eine zweite Strophe abwarten, um ſeiner Sache ſicher zu ſein, denn wohl faſt alle Männchen ſingen etwas verſchieden. Rhythmus und Klangfarbe bleiben ſich natürlich gleich, nur die einzelnen Töne wechſeln, und die Strophen können recht verſchieden lang ſein. Wo der Trauerfliegenſchnäpper auftritt, kann man ihn nicht überſehen und noch weniger überhören, denn die Männchen ſingen ziemlich genau den ganzen Mai hindurch faſt ununterbrochen, ſo daß ſie, wo ſie häufig ſind, andere Vogelgeſänge geradezu unterdrücken; von überall her ertönt dann das „Wutit wutit". Sobald das Füttern der Jungen anfängt, hört das Singen raſch auf, dann machen ſich dieſe Vögel eine Zeitlang wenig bemerkbar (von Mitte Auguſt ab aber erklingt es vielerorts in allen Baumbeſtänden, auch da, wo die Art ſonſt nicht brütet, plötzlich rauchſchwalbenartig „wit-wit"); das ſind die Erſten, die ſich auf die Wanderung nach dem Süden begeben. Dieſer Durchzug hält erſtaunlich lange an, bis in die kalten Oktobertage hinein, wo dann die Reiſenden oft recht kümmerlich mit geſträubtem Gefieder dicht am Boden umherſitzen und mit Mühe Nahrung finden. Es muß im Norden eine Unmenge dieſer Vögel geben, denn ſonſt dauerte der Zug nicht ſo lange, und ſie kämen nicht ſo maſſenhaft.

Gerade bei dieſer Art, die ſich ſo auffallend benimmt, hat man gute Gelegenheit, die Bedeutung des Geſanges zu beobachten. Da kam zu Ende des April ein Männchen an einen Niſtkaſten dicht vor meinem Fenſter, wo nie Trauerfliegenſchnäpper gebrütet hatten, und ſang etwa 14 Tage hindurch, ſo lange es hell war, immer in nächſter Nähe der Niſthöhle. Da es aber auch in der

weiteren Umgebung keine Artgenoſſen gab, ſo fand ſich kein Weibchen ein, und ſchließlich verſchwand dann der kleine Sänger. Auch hier ſucht alſo das Männchen die Bruthöhle und macht durch fortwährenden Geſang auf ſich und die Niſtgelegenheit aufmerkſam, das heißt für die Schnäpperin: „hier iſt ein Mann mit Wohnung“. Beim Sperling iſt es bekanntlich ebenſo, und viele Höhlenbrüter mögen es in derſelben Weiſe treiben. Das ſchließt natürlich nicht aus, daß der Geſang auch ſonſt bei heftiger Erregung, namentlich ſoweit ſie mit dem Fortpflanzungsgeſchäft in Verbindung ſteht, vorgetragen wird. Zwei ineinander verkrallte, ſich mit den Schnäbeln bearbeitende, aus der Luft herabwirbelnde Männchen z. B. ſingen halblaut und ungemein haſtig, ebenſo der Verteidiger ſeiner Niſthöhle, wenn er irgendwelche Eindringlinge verjagt, und faſt ſtets hört man eine Strophe, wenn ſich die Gatten am Neſte treffen, denn ſie ſind nicht ſo feindſelig oder gleichgültig gegeneinander geſinnt wie Spechte und Droſſeln. Das ewige Flügel- und Schwanzzucken, das in der Singvogelreihe weit verbreitet iſt — wird es doch ſowohl von Laubſängern wie von Nebelkrähen ausgeführt —, hat der Trauerfliegenſchnäpper mit dem Grauen Fliegenſchnäpper gemein, es iſt aber bei der Haſtigkeit des Trauerfliegenſchnäppers noch lebhafter und auffallender.

Im Gegenſatze zu ſeinem grauen Verwandten iſt dieſe mehr ſchwarz-weiße Form weniger ein Wartenvogel, ſondern der kleine Geſelle unterſucht fliegend und immer wieder auffußend weitſtehendes Geäſt (vgl. Abb. 34 im Anhang). Außerdem nimmt er ebenfalls, namentlich bei ſchlechtem Wetter, häufig Kerbtiere vom Boden auf.

Die örtliche Verbreitung dieſes Vogels iſt eigenartig; in manchen nach menſchlichen Begriffen für ihn ſehr geeigneten Gegenden fehlt er ganz, dafür wimmelt es dann anderswo von Brutpaaren, die wegen Raummangels in beſtändiger Fehde miteinander liegen. Er iſt ein echter Höhlenbrüter, geht gern in alte Niſthöhlen des Kleinſpechts und weiß durch ſeine unermüdliche Angriffsluſt und ſein lautes Weſen auch ſtärkere Vögel, wie z. B. den wehrhaften und faſt doppelt ſo ſchweren Kleiber, daraus zu vertreiben, ſelbſt wenn ſie ſich dort ſchon eingeniſtet haben. Ich ſelbſt beobachtete einen ſolchen Fall, und es wird mehrfach berichtet, daß ein Trauerfliegenſchnäpperpaar Meiſengelege, ja ſelbſt kleine Meiſenjunge, deren Eltern es vertrieben hatte, einfach überbaute und ſein Gelege darauf zeitigte. Die ſechs bis ſieben Eier ſind hellblau. Offenbar wird nur eine Brut im Mai gemacht.

Selbſt ſehr früh dem Neſte Entnommene ſind namentlich mit friſchen Ameiſenpuppen leicht aufzuziehen und verhalten ſich

ähnlich wie ihre grauen Verwandten, denen sie in ihrem gefleckten Jugendkleide bis auf die sehr hell geränderten äußeren Schwanzfedern, die ebenso gezeichneten Ellbogenfedern und die geringere Größe recht ähneln. Die Jugendmauser beginnt mit ungefähr vier Wochen und erstreckt sich nur über das Kleingefieder. (Nach dem Ausfliegen ist der Futterton ein oft ausgestoßenes „Zirr", ähnlich wie das junger Hausrotschwänze: ein zugleich im Zimmer gehaltenes Stück dieser letzteren Art beantwortete sofort das Trauerfliegenschnäpper-Zirr. Sind die Vögel erwachsen, so locken sie mit „tschip", was dem Tone des Grauen Fliegenschnäppers sehr ähnlich ist. Die Veränderung in das bereits erwähnte „Wit" tritt dann mit beginnender Zugzeit ein.) Das Ausfliegen der Jungen erfolgt meist ziemlich genau um die Mitte des Juni, und gegen Ende des Juli ist von der Fleckung des Jugendkleides nicht mehr viel zu sehen. Es wird dann in Afrika eine Wintermauser durchgemacht, durch die die Männchen aber wohl nur selten schwarz und weiß werden, sondern ein ähnliches Aussehen bekommen wie die Weibchen. Auch bei der Hauptmauser im folgenden Juli ändern sie sich häufig nicht sehr und werden nur etwas dunkler. Ich habe schon früher die Ansicht ausgesprochen, die dann auch von andern bestätigt wurde, daß unsere mitteleuropäischen Trauerfliegenschnäpper-Männchen überhaupt nur selten wirklich schwarz-weiß werden; die meisten bleiben bräunlich und weiß, und viele sind von ihren Frauen kaum zu unterscheiden. Im Frühlingszuge werden ab und zu Trauerfliegenschnäpper-Männchen gefangen wie einer auf Tafel XIV rechts unten abgebildet ist, die also ihrem Namen wirklich Ehre machen und den Bildern gleichen, die man in den üblichen Vogelbüchern sieht. Wahrscheinlich gibt es irgendwo im Norden oder Osten eine solch schwarzweiße Form, die im Frühling bei uns durchzieht, noch bevor die Weibchen erscheinen. Bei Berlin habe ich meist solche Männchen gesehen, wie sie das obere Bild zeigt, auf dem der sich behaglich sonnende Vogel alle Einzelheiten des Gefieders erkennen läßt.

Ein jung aufgezogenes Männchen kam in dem auf seine Geburt folgenden Frühling in vollen Gesang, wobei sich herausstellte, daß dieser nicht im mindesten dem der freilebenden Artgenossen ähnelte, ja er war sogar so grundsätzlich verschieden davon, daß kein Mensch vermutet hätte, daß er aus der Kehle eines Trauerfliegenschnäppers käme. Nicht nur die Töne selbst waren anders, sondern auch die Strophen nicht so abgesetzt, wie man dies sonst bei dieser Form gewöhnt ist. Dabei sang der Vogel sehr laut und andauernd, so daß nicht etwa Schwäche oder mangelndes In-



Trauerfliegenschnäpper

Oben: Männchen, 14 Monate alt, im zweiten Herbstkleid, sich sonnend;
Mitte: Sperr-Rachen, Ei; unten links: altes Weibchen;
unten rechts: altes Männchen im Frühling. Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

Brunſt-kommen an dieſem merkwürdigen Liede ſchuld ſein konnten. Ganz im Gegenſatze zu Singdroſſel und Amſel iſt hier alſo, wie beim Finken, der Geſang nicht vererbt, was an ſich recht wunderbar erſcheint, da er uns nicht ſo zuſammengeſetzt vorkommt wie der vielſeitige Schlag dieſer Droſſeln. Eine ſtarke Beeinfluſſung durch andere im ſelben Zimmer gehaltene Vögel hatte nicht ſtattgefunden; das meiſte war eigene Erfindung. Eine Strophe ähnelte täuſchend der einer Nachtigall.

Das Gewicht des Trauerfliegenſchnäppers beträgt etwa 13 bis 14 g; er bewohnt beinahe ganz Europa und fehlt nur im Südoſten dieſes Erdteils, wo er, etwa von Bayern ab, vom Halsbandfliegenſchnäpper vertreten wird. Im Winter geht er bis Mittel-Afrika.

*

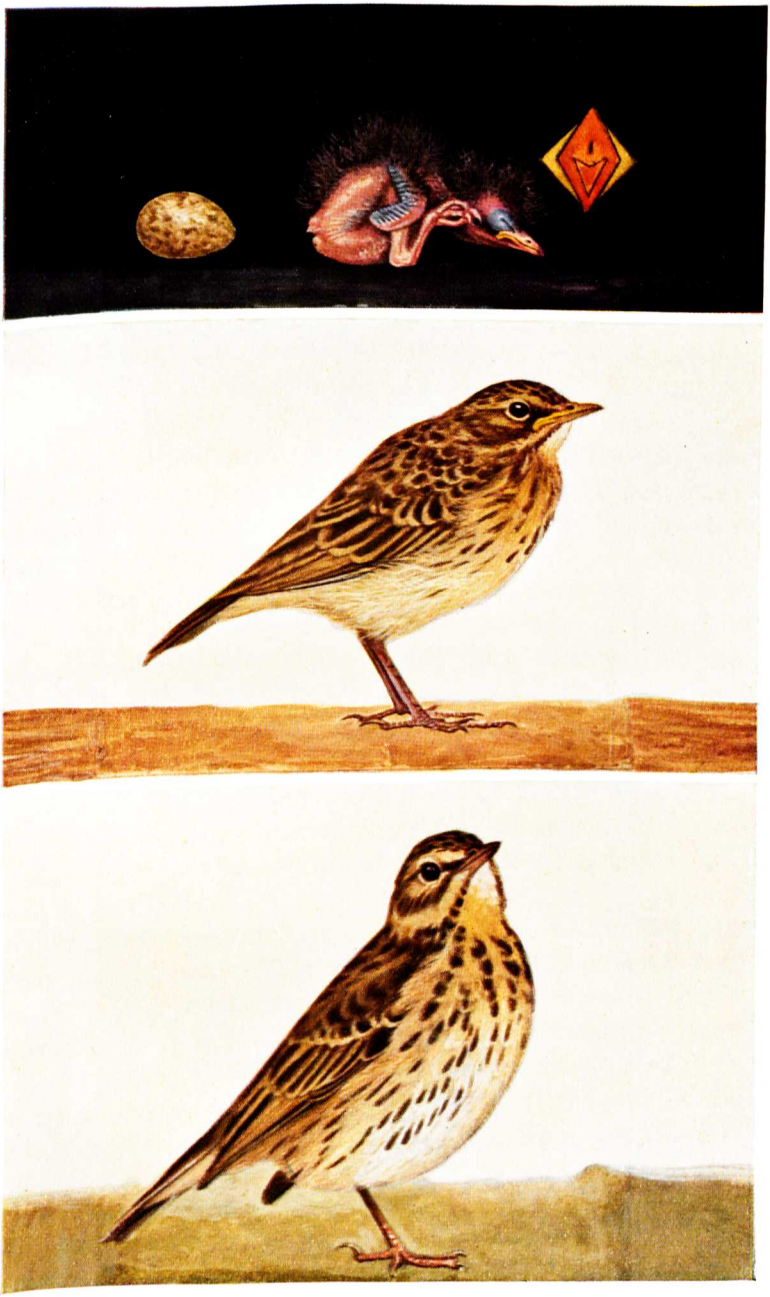
Die in Mitteleuropa heimiſchen Fliegenſchnäpper im engeren Sinne, nämlich der Graue, der Trauer-, der ihm ähnliche Halsband- und der an ein Rotkehlchen erinnernde Zwergfliegenſchnäpper haben faſt auf der ganzen Erde nähere oder fernere Verwandte, die man vielfach auch als andere Gattungen abgetrennt hat. Man kann wohl ſagen, daß ſie alle ihr Gewerbe, nämlich das Fliegenſchnappen, im Fluge betreiben, entweder ſo, daß ſie, von einer beſtimmten Warte ausgehend, Rundflüge machen, oder daß ſie im Geäſt höherer Bäume, Laubſängern und Gelbſpöttern ähnelnd, von Zweig zu Zweig fliegen, um Kerfe zu erhaſchen. Je nach dieſer verſchiedenen Jagdweiſe ſind die Flügel länger und die Beine kürzer oder die Beine mehr entwickelt und zum Hüpfen geeigneter und dann die Flügel runder. Schnabelborſten ſind immer leidlich ausgebildet; ſie ſtellen wohl, wie beim Ziegenmelker, eine Verbreiterung des Fangrachens dar und ſind ſomit eine Hilfe beim Erjagen geflügelter Beute. Natürlich nehmen viele gelegentlich ein laufendes oder kriechendes Inſekt auf, und zwar namentlich bei Regenwetter, wenn die Kerbtiere nicht fliegen, und auch Beeren ſind ſie nicht abgeneigt, wie dies ja bei vielen Inſektenfreſſern der Fall iſt. Aber das Bezeichnende für ſie iſt doch das Fangen aus der Luft. Schon an unſeren heimiſchen Formen ſieht man, daß es in dieſer Gattung ſowohl in beiden Geſchlechtern unſcheinbar gefärbte Arten als auch ſolche gibt, deren Männchen bunt ſind. Bei allen iſt das Jugendkleid recht übereinſtimmend gefleckt und ähnelt dem der meiſten Schmätzer, wie z. B. dem der Rotkehlchen, Nachtigallen, Wieſenſchmätzer und des Gartenrotſchwanzes. Vielleicht deutet dies auf eine ſtammesgeſchichtliche Verwandtſchaft all dieſer Formen hin.

Der Baumpieper (Anthus trivialis L.)

Bilder: Tafel XV und Abb. 35—37 im Anhang.
Ton: Platte III, Rückseite, äußerster Rillenabschnitt.

Jeder, der einmal im Frühling über die von Heidekraut und Waldgras bedeckten Blößen trockener Nadelwälder, wo noch einzelne hohe Kiefern stehengeblieben sind, gegangen ist, hat wohl schon den kanarienvogelartigen, schmetternd anfangenden und mit schön ausgekosteten herabgezogenen Tönen, die wie „zia zia zia" klingen, endigenden Gesang gehört. Der Sänger sitzt gewöhnlich auf einem freistehenden Aste, fliegt singend ab und läßt sich zu Ende seiner Strophe wieder nieder. Durchschnittlich setzt sich das stimmungsvolle Baumpieperlied aus 4 Strophen zusammen, jedoch wird häufig eine oder die andere weggelassen und dann beim nächsten Vortrag irgendwo eingefügt, wie wir dies auch auf unserer Platte hören. Immer beginnt der Gesang mit dem lauten, kanarienvogelartigen Schmettern, dann folgt häufig ein halblautes „Wis wis wis wiß", nun kann ein Roller kommen, und schließlich hört man bei vollkommenen Sängern „wiedge wiedge wiedge zia zia zia zia". Nur selten hat man aber das Glück, all diese Töne in dieser Reihenfolge hintereinander zu vernehmen, wie es ja auch unsere Platte lehrt. Da die Art ungemein häufig und verbreitet ist, denn sie beschränkt sich nicht nur auf die geschilderte Gegend, sondern haust auch im lichten Hain oder auf Bäumen am Rande der Laubwälder in der Nähe nicht zu feuchter Wiesen, so lernt man schnell den Tonschatz des Baumpiepers kennen.

Dem nicht sehr Vogelkundigen ist das Wort Pieper gewöhnlich kein Begriff, bei dem Namen hat er zunächst die Vorstellung, daß der Vogel „piep" sagen müsse, was er aber gerade nicht tut, denn jeder Kanarienvogel, Grünling und Zeisig sagt es viel deutlicher. (Der sogenannte Lockton ist vielmehr ein unrein absinkendes „Psie". Kommt man in die Nähe des Nestes, so lassen die Alten ein ängstliches „Sih" hören, und die ausgeflogenen Jungen künden ihren jeweiligen Aufenthalt den Eltern durch „sip" an.)



Baumpieper

Oben: Ei, Neſtjunges, 5 Tage alt, Sperr-Rachen; Mitte: Jungvogel, 26 Tage alt; unten: altes Männchen. Alles in $^3/_5$ natürl. Größe

In verſchiedenen Gegenden Deutſchlands heißen die drei: Pieper-Arten, nämlich der Baum-, der Wieſen- und der Brachpieper auch Spitzlerchen, denn es ſind ſchlanke, lerchenähnlich gefärbte Vögel. Der Wiſſenſchaftler ſtellt die Gruppe mehr in die Nähe der Bachſtelzen, nur fehlt ihnen die gleichmäßigere und abgeſetztere Färbung und der lange, ſich ewig bewegende Schwanz. Pieper hüpfen nicht, ſondern laufen wie Stelzen und Lerchen, baden aber im Waſſer und nicht im Staube wie letztere. Man tut wohl gut, die außer auf den ozeaniſchen Inſeln in vielen ſich recht ähnlich ſehenden Arten erdweit verbreiteten Pieper als eine beſondere Gruppe zu betrachten. Dieſe weite Verbreitung ſpricht dafür, daß es ſich um eine Vogelgruppe handelt, die ſich ſehr früh abgezweigt hat, wahrſcheinlich zu einer Zeit, als ſich zwiſchen den gegenwärtigen Feſtlandsmaſſen viele Verbindungen vorfanden, die es heute nicht mehr gibt. Allerdings ſind die Pieper gute und ausdauernde Flieger, ſo daß ſie vielleicht auch über einſtige Meeresteile hingewandert ſein mögen.

Der Baumpieper unterſcheidet ſich von den faſt nur auf dem Boden lebenden Verwandten, die wie die Lerchen eine geſtrecktere Hinterzehenkralle haben, dadurch, daß eben dieſe Kralle kürzer und mehr gekrümmt iſt, ſo daß der Vogel ſich beſſer auf Äſten feſthalten kann. Er iſt über einen großen Teil Europas verbreitet und bis zur oberen Lena hin Brutvogel. Den Winter verbringt er am Mittelmeere, zieht aber auch ins tropiſche und ſogar ins ſüdliche Afrika. Die aſiatiſchen Stücke überwintern in Nordweſtindien. Mit ſeinen 20 g hat er ungefähr die Größe des Kanarienvogels.

Alle Piepernester ſtehen auf dem Boden; man findet das Neſt des Baumpiepers meiſt durch Zufall, wenn man quer durch lichteren Wald geht. Der alte Vogel fliegt vor einem heraus, und das Neſt ſteht dann ein bis zwei Schritt vor einem, gewöhnlich unter einem Grasbüſchel ſo, daß man zwar in die Eingangsöffnung, aber nicht in die Neſtmulde ſelbſt hineinſehen kann. Die Eier fallen in der Farbe ſehr verſchieden aus; ſo trifft man ebenſowohl auf helle mit dunklen Flecken wie auch auf ganz dunkle, faſt ſchokoladefarbige; auf unſerer Tafel iſt ein Ei mittlerer Färbung dargeſtellt. Die kleinen Jungen ſind dicht mit dunklen Daunen bedeckt, was wohl einerſeits auf eine Farbanpaſſung an den dunklen Erdboden und andererſeits auf Kälteſchutz dieſer Bodenbrüter zurückzuführen iſt. Von jungen Heidelerchen, die man manchmal an der gleichen Örtlichkeit findet, ſind ſie leicht dadurch zu unterſcheiden, daß dieſe viel hellere, etwa wie Rentier-

flechte gefärbte Daunen haben, auch trägt die Zunge der Lerchenkinder meist drei dunkle kleine Punkte, die bei den Piepern fehlen. (Der Sperrton ist zunächst ein leises „Sip", das später allmählich lauter und schwirrender wird.) Bevor sie die Schnäbel aufreißen, machen sie häufig eigentümliche, nach oben gerichtete, ruckweise Kopfbewegungen. Wie die Lerchen verlassen sie das Nest, noch ehe sie richtig fliegen können und zerstreuen sich im Pflanzengewirr des Bodens. (Wie schon erwähnt, melden sie sich ihren Eltern durch fortwährendes lautes „Sip".)

Bei der Aufzucht solch nestjunger Pieper, die sehr zahm bleiben, hat man den Eindruck, daß es sich um eigentümlich zarte Vögel handelt, die in ihrem Benehmen etwas an Schwirle erinnern. Nach Art mancher anderer Jungvögel neigen sie dazu, andere sperrende Kleinvögel zu füttern; bei mir taten sie es mit jungen Wiesenpiepern. Vor allen ihnen unbekannten Dingen fürchten sie sich leicht, insbesondere sind sie sehr rotscheu, was ja für viele Vögel gilt. In ihrem ganzen Wesen liegt etwas Vorsichtig-ängstlich-zurückhaltendes; sie drücken sich, langsam dahinschreitend, im Zimmer auf dem Boden längs der Wand herum und kommen, wenn man beispielsweise einen Badenapf mitten auf den Fußboden stellt, nur zögernd aus einer Ecke hervorgeschlichen. Gegen den Menschen sind sie dabei völlig vertraut, und ihr Verhalten macht unwillkürlich den Eindruck, als fürchteten sie, daß das Bad etwas koste, das sie nicht bezahlen könnten.

Jung aufgezogene Männchen betätigten sich gesanglich ziemlich spät, so daß selbst bis zum kommenden Frühjahr kein richtiger Baumpiepergesang zustande kam. Ein im Alter von fünf Tagen dem Nest entnommenes Stück brachte später ein schrilles Getön hervor, das an das Lied des Heuschreckensängers erinnerte und oft wiederholt wurde; später näherte sich der Gesang mit der Zeit dem der freilebenden Artgenossen. Dieser Vogel erzeugte mit seiner Schwester in dem Flugkäfig eines Liebhabers ein Gelege, das eifrig bebrütet wurde; leider fielen die Jungen den Mäusen zum Opfer.



Sprosser
Altes Männchen. — $^3/_5$ natürl. Größe



Nachtigall (zum Vergleich)
Vermausertes Männchen, Ei. — $^3/_5$ natürl. Größe

Der Sproſſer (Luscinia luscinia L.)

Bilder: Tafel XVI und Abb. 38 und 39 im Anhang.
Ton: Platte III, innerſter Rillenabſchnitt.

Auf unſerer Platte hören wir etwa 18 Strophen des Sproſſers in ihrer markigen Fülle, wenn auch einige beſtimmte Töne nicht ganz ſo wiedergegeben ſind, wie ſie draußen klingen; man muß ſich die etwas ſchetternde Klangfarbe wegdenken. Über den Vergleich von Nachtigall und Sproſſer war im erſten Buche auf Seite 93 ſchon die Rede. Der Nachtigallengeſang iſt im ganzen etwas weicher und hat die, wie man zu ſagen pflegt, zum Herzen und Gemüt gehenden, ziehend-ſchluchzenden Laute. Der Sproſſer dagegen erinnert durch ſeine oft wunderbaren Pfiffe, die gewöhnlich mehrfach wiederholt werden, etwas an gewiſſe Strophen der Singdroſſel, z. B. das „Philipp". Immerhin iſt die Klangfarbe der Stimme und das Abgeſetzte der Strophen bei beiden Luscinia-Arten ſo ähnlich, daß der Oſtdeutſche den Sproſſer als Nachtigall zu bezeichnen pflegt. Beim Vergleich des Liedes der Nachtigall der erſten Plattenreihe (Platte III, Rückſeite, innerſter Rillenabſchnitt) und des hier vorgeführten Sproſſers iſt in Erwägung zu ziehen, daß dieſe Nachtigall am Ende ihrer Geſangszeit ſtand und nicht gerade ſehr feurig war, ſo daß die Pauſen verhältnismäßig lang ſind. Der in Pommern aufgenommene Sproſſer dagegen ſchmettert ſo recht aus voller Kehle.

Man iſt immer wieder erſtaunt über die Lautheit des Sproſſerſchlages, die im Zimmer geradezu unheimlich werden kann, und auch draußen ſehr auffällig wirkt, namentlich wenn man bedenkt, daß es ſich um einen verhältnismäßig kleinen, d. h. etwa finkengroßen Vogel von ungefähr 25 g handelt. Die ſogenannten Lock-, Warnungs- und die Füttertöne ſind dieſelben wie bei der Nachtigall. Der geringe Unterſchied in der Gefiederfärbung geht aus der Tafel XVI hervor, d. h. der Sproſſer iſt nicht ſo rötlichbraun, ſondern dunkler, und die Unterſeite iſt andeutungsweiſe gefleckt, ſo daß namentlich die ſogenannte Kropfgegend dunkel graubraun gewölkt erſcheint. Das Hauptunterſcheidungsmerkmal, das aber nur dann hervortritt, wenn man die Bälge in der Hand

hat, ist die erste, d. h. die äußerste Handschwinge. Sie ist zwar bei beiden Arten sehr rückgebildet, aber bei der Nachtigall doch gewöhnlich immer noch etwas länger als die Handdecken. Beim Sprosser ist sie kürzer, schmaler, spitziger und steifer und nur halb so lang wie die zugehörige Deckfeder. Lebensweise und Fortpflanzung sind ganz wie bei der Nachtigall und die Eier der beiden Arten nicht zu unterscheiden, nur daß die des Sprossers, seinem etwas höheren Körpergewichte entsprechend, anscheinend durchschnittlich etwas größer sind.

Um die Ähnlichkeit dieser beiden prächtigen Sänger zu verstehen, müssen wir einen Rückblick in die Erdgeschichte tun und uns daran erinnern, daß es in den Eiszeiten unsere gegenwärtige Vogelwelt ja hier nicht gab. Erst als wieder Steppe und später Baumwuchs eintrat, bevölkerte sich Mitteleuropa vom Westen, Süden und Osten her wieder mit dem heutigen Getier. Die ursprünglich hier vorhandenen Stammformen hatten sich bei manchen Arten im Laufe der Jahrhunderttausende im Westen und Osten mehr oder weniger verändert, manche so weit, daß sie zu anderen Arten geworden waren und sich bei ihrem Zusammentreffen in Deutschland nach der Einwanderung gewissermaßen nicht wiedererkannten, d. h. sich nicht mischten. Einige, z. B. Raben- und Nebelkrähe, können wir noch deutlich unterscheiden, aber diese östlichen und westlichen Einwanderer halten sich selbst für dasselbe, indem sie dauernd fruchtbare Mischlinge bilden. Wieder andere hatten sich wohl überhaupt nicht verändert, so daß dieselbe Art jetzt von Spanien und England bis weit nach Asien hinein verbreitet ist, wenn auch während der Eiszeit eine Lücke in dem Bestande klaffte. Bei Nachtigall und Sprosser ist es so, daß die erstere, die auch heute in allen Mittelmeerländern, Spanien und Frankreich beheimatet ist, von Westen her einwanderte, während der Sprosser, der gegenwärtig auch noch in Rußland und Westsibirien bis in die Vorberge des Altai verbreitet ist, natürlich von Osten und Nordosten her einwanderte, denn er ist für Deutschland Brutvogel in Ostpreußen bis nach Pommern und Mecklenburg hinein, außerdem bevölkert er die Dänischen Inseln sowie Süd- und Mittelschweden. An manchen Stellen, so z. B. in der Krim, überschneiden sich manchmal die Gebiete von Sprosser und Nachtigall, und es mag dann bei der Ähnlichkeit in der Lebensweise und in den Verkehrsformen der beiden Arten oft zu Mischlingen kommen, die aber nur schwer nachzuweisen sind, zumal Nachtigall und Sprosser dazu neigen, ihren Gesang stark abzuändern.

Im ersten Buche habe ich auf Seite 94 genau ausgeführt, daß der Gesang eines jung aufgezogenen Nachtigallenmännchens sich nicht als angeboren erwies, und dieser Vogel konnte Vogelgesänge täuschend nachahmen. Ich vermute, daß dasselbe auch für den Sprosser gilt. Von einer Reise nach Südrußland brachte ich mir einen Herbstwildfang mit, der anscheinend vom selben Jahre stammte und kaum einen Sprosser hatte singen hören. Zum Frühling hin übte sich mein Pflegling ein Lied ein, das aus allerlei artfremden Tönen zusammengemischt und keineswegs schön war. Vor allen Dingen fehlten die herrlichen lauten Pfiffe sowie das markige Knarren und Schnarren.

Im Gegensatze zur Nachtigall, deren Hauptwinterquartier vermutlich am Südrande der Sahara und ihren südlichen Oasen liegt, geht der Sprosser im Herbst nach Ostafrika. Da diese Vögel auf dem Frühjahrszuge von Süden und Osten her einwandern, so machten sie auch Rast in dem künstlich geschaffenen, dicht an der Krim gelegenen großen Parke des um die Vogelkunde sehr verdienten Friedrich von Falz-Fein, sangen dort auch, verschwanden aber bald wieder nach Norden und Nordwesten. Da der Gutsherr Sprosser in seinem Tierpark ansiedeln wollte, so fing er während des Durchzugs eine Anzahl und beschnitt ihnen auf beiden Seiten die Flügel so weit, daß sie sich zwar noch geschickt im Gesträuch und in den Bäumen bewegen aber nicht viele Kilometer weit über die ringsum sich ausbreitende Steppe ziehen konnten, was sie ja bisher des Nachts regelmäßig getan hatten. Diese Sprosser schritten nun auch wirklich zur Brut und fütterten ihre Jungen auf; die Alten mauserten nach beendigtem Fortpflanzungsgeschäft ihr ganzes Gefieder, und alles zog zu Ende des Sommers ab. Vom folgenden Jahre ab verblieben regelmäßig mehrere Brutpaare in dem Park, und somit war die Art dort ansässig geworden. Ob die beschnittenen Altvögel oder die jungen dort Erbrüteten wieder zurückgekehrt waren, ist leider nicht bekannt geworden, da die Kennzeichnung durch Fußringe, wie sie heute in ausgedehntem Maße üblich ist, damals noch nicht im Gebrauch war. Die Tiere hatten in dem vor jeglichem Raubzeug geschützten, dauernd künstlich bewässerten Park die besten Lebensbedingungen, sie waren aber von selbst nicht auf den Gedanken gekommen, in dieser plötzlich entstandenen Oase zu brüten.

Wer Vögel liebt, treibt Vogelschutz!

Über die gesetzlichen Vorschriften zum Schutz der Vogelwelt, über geeignete Hilfsmittel, über die Wege zu praktischem Naturschutz überhaupt unterrichtet Sie ein vom Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde, besonders gepflegtes Schrifttum. Bitte lassen Sie sich die Faltblätter mit Schrifttumsverzeichnissen unverbindlich zuschicken.



Abb. 1. Rotkehlchen am Nest mit Jungen.





Abb. 2, oben. Rotkehlchen auf blühender Weide.
Abb. 3, unten. Rotkehlchen-Männchen bringt Futter.





Abb. 4, oben. Junge flügge Dorngrasmücken.
Abb. 5, unten. Dorngrasmücke, beliebte Sitzstellung beim Singen.





Abb. 6, oben. Müller- oder Zaungrasmücke, brütend.
Abb. 7, unten. Müllerchen beim Füttern.



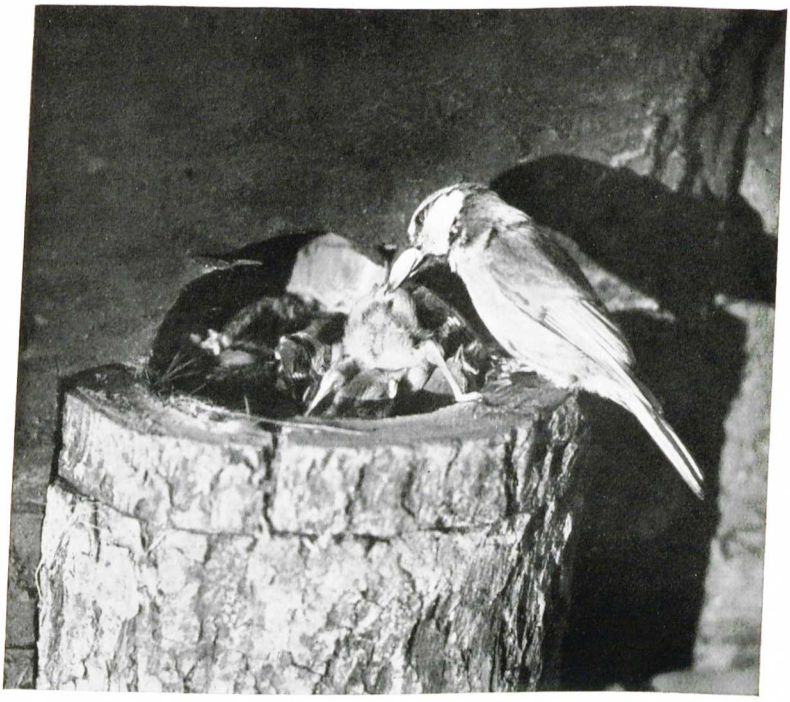
Abb. 8. Müllerchen (auch Zaun- oder Klappergrasmücke).



Abb 9. Grünling im blühenden Obſtbaum.



Abb. 10. Hausrotschwanz am Nest in einer Mauernische.



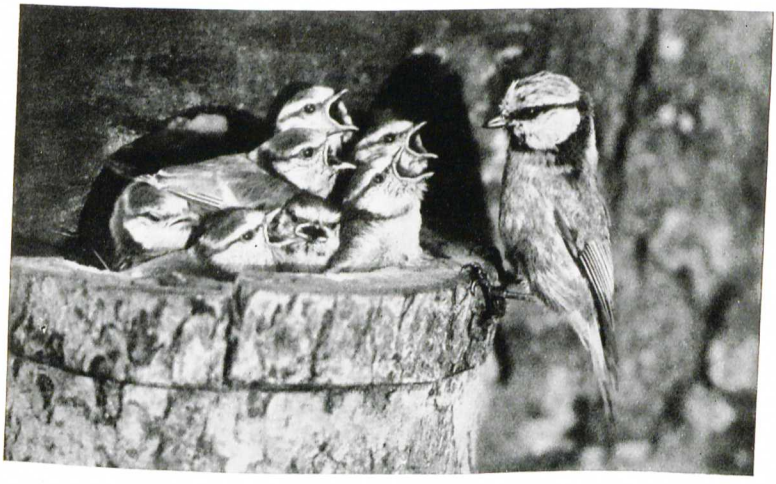


Abb. 11, oben. Blaumeiſe beſeitigt Kot; bezeichnend iſt die Stellung des Jungen. (Niſthöhle geöffnet.)
Abb. 12, unten. Blaumeiſe beim Füttern; beachtlich iſt das „Greinemäulchen" des mittleren Jungen.





Abb. 13, oben. Fütternde Blaumeise mit ihren Jungen.
Abb. 14, unten. Blaumeise am Eingang zur Nisthöhle.





Abb. 15, oben. Brütender Grauammer.
Abb. 16, unten. Grauammer im Winter.





Abb. 17, oben. Ortolan (Gartenammer), Männchen.
Abb. 18, unten. Hudernde Rohrammer-Männchen in Schreckstellung.







Abb. 19, oben links. Flügger Schilfrohrsänger.
Abb. 20, oben rechts. Gelege des Sumpfrohrsängers.
Abb. 21, unten. Sumpfrohrsänger-Männchen füttert die sechs Tage alten Jungen.



Abb. 22. Teichrohrsänger-Familie.





Abb. 23, oben. Teichrohrsänger-Nest mit Gelege.
Abb. 24, unten. Junge Teichrohrsänger haben eben das Nest verlassen.



Abb. 25. Zaunkönig am Neſt.





Abb. 26, oben. Junge Zaunkönige.
Abb. 27, unten. Zaunkönig mit Spinne (erregt).

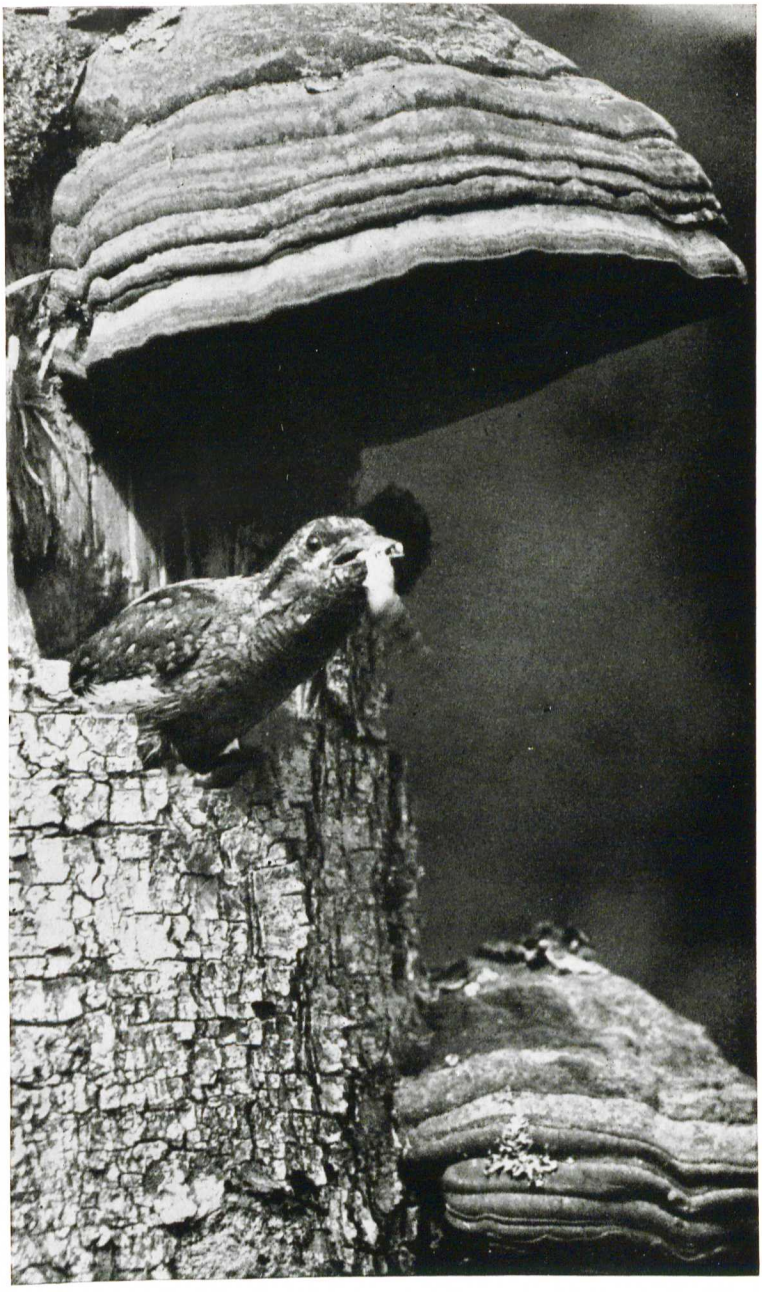


Abb. 28. Wendehals trägt Kotballen aus dem Neſt.





Abb. 29, oben. Brütender Hänfling.
Abb. 30, unten. Hänfling am Neſt, nach der Fütterung.



Abb. 31. Fitispärchen am Neſt.





Abb. 32, oben. Junge flügge Waldlaubsänger.
Abb. 33, unten. Waldlaubsänger im Nest, die Jungen wärmend.



Abb. 34. Zwei Trauerfliegenſchnäpper bei der Futterſuche.





Abb. 35, oben. Gelege des Baumpiepers.
Abb. 36, unten. Baumpieper geht mit Futter zum Neſt.



Abb. 37. Baumpieper-Weibchen ſchützt die Brut vor der Sonne.





Abb. 38, oben. Gelege des Sprossers.
Abb. 39, unten. Sprosser am Nest.